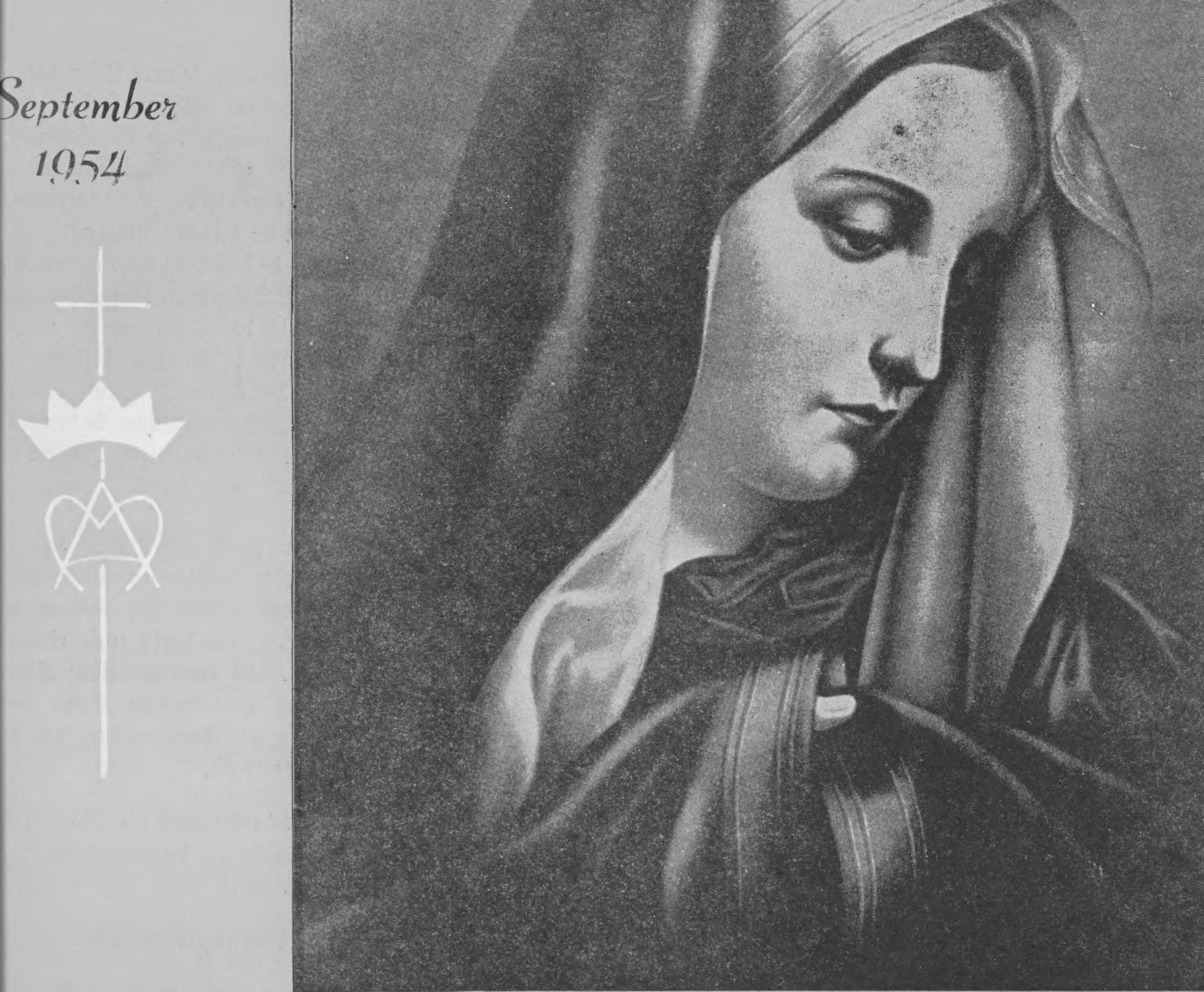


DER MARIENBOTE



Schmerzhafte Mutter Maria!

Zum 15. September

Fast unheimlich erscheint uns schwachen Menschen der Starkmut deines liebenden Herzens. Du hast den Mut gehabt, am Straßenrand stehend, deinem geliebten Sohn zuzuschauen, wie er das schwere Kreuz unter dem Gejohle der Mennschen einherträgt, zu Boden stürzt und mit Schlägen wieder aufgetrieben wird. Du bist nicht in deine Kammer geflohen, um bei weinenden Frauen Trost zu finden. Du bist hinter deinem kreuztragenden Sohn einhergegangen, hast jedes Stück des Marterweges mitangesehen, hast jedes Stöhnen deines todwunden Sohnes mitangehört.

Du hast auch jene feinen Nerven besessen, die jeden Schmerz anzeigen, die ihn in die innersten Bezirke des Leibes tragen und die Glieder erzittern lassen. Und doch hast du auf dem Kalvarienberg zugeschaut wie man deinem Sohn die engeklebten Kleider herunterriß, von neuem blutend am ganzen Köprer. Die Wunden und Striemen an seinem Leibe haben sich auf der Netzhaut deiner Augen gespiegelt, und die Hammerschläge, welche die Nägel durch den Körper in das Holz getrieben, haben an deinen Ohren gedröhnt, ohne daß du schwach geworden bist. Keine wohltuende Ohnmacht hat dich der Seelenmarter enthoben. Nicht schweigen hast du geboten den Schmähworten der Pharisäer. Deine Blicke haben die Lanzenspitze begleitet, ruhig und stark.

Du stehst unter dem Kreuze aufrecht. Nichts kannst du tun, um das Leiden des Sohnes zu mildern. Du darfst nicht einmal beten, daß der himmlische Vater seinem und deinem Sohn das Leiden abnehmen möge, bis es vollbracht ist.

Wie groß muß die Macht deiner Liebe zu deinem Sohne gewesen sein!

Schmerzhafte Mutter!

Dein Sohn wurde durch sein Leiden und Sterben unser Erlöser. Du hast nicht dein Blut vergossen, aber du hast deine Tränen geweint. Du hast nicht das erste und letzte Wort gesprochen, aber du hast dein Ja gesprochen zu dem ewigen Ratschluß des Vaters. Die Erlösungstat deines Sohnes ist durch dein Mutterherz hindurchgegangen. Gib durch dein Mutterherz hindurch die Erlösung an uns entnervte, schwache, schwankende Menschen von heute weiter!

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

22. Jahrgang September 1954, Battleford, Sask. No. 11

Dies und Das

Marienjahr „Selig werden mich preisen alle Geschlechter!“ Mehr denn je ist diese Weissagung der hl. Jungfrau Maria gerade in diesem Marianischen Jahre 1954 wahr geworden. überall in der Welt lobsingen die Völker der Mutter des Herrn, und Prozessionen ohne Zahl ziehen in jedem Land, das noch Religionsfreiheit kennt, den Marienwallfahrtsorten zu.

Größtes Wallfahren hat in Rom begonnen. Aus allen Erdteilen kommen die Pilger, die täglich in der berühmten Marienbasilika „Maria Maggiore“ beten. Die italienische Eisenbahnverwaltung hat für alle Reisen innerhalb Italiens zu Muttergottesheiligtümern, u.a. nach Bologna, Florenz, Genua, Livorno, Loretto, Mailand, Pompeji, Syrakus, Turin und Venedig eine ganz besondere Ermäßigung der Fahrpreise für Italiener so wie auch für Ausländer gewährt.

Die vatikanische Postverwaltung hat anläßlich des Marianischen Jahres eine neue Serie von Marienbriefmarken herausgegeben. In Oberhausen, Deutschland, hielt der bekannte Förderer der christlichen Briefmarkenkunde, P. Gabriel Schmidt, O.F.M., einen Vortrag, in dem er die große Marienverehrung fast aller Völker und Nationen durch ihre Briefmarken zeigte.

In Rom findet vom 24. Oktober bis zum 1. November ein großer, internationaler Marienkongreß statt. Argentinien bereitet einen großen Nationalen Marienkongreß vor, zu dem Papst Pius XII. als seinen Legaten Kardinal Antoni Caggiano entsenden wird. Im Juni versammelten sich alle Bischöfe Indiens und Pakistans, von Burma und Ceylon in Bombay, um am gesamtindischen Marianischen Kongreß teilzunehmen. Marianische Feiern finden auch in den entlegensten Missionen der Regionen des Nordpols statt. Auf Anregung der Kolumbusritter sendet die nördlichste Radiostation Kanadas in Saskatchewan anläßlich des Marianischen Jahres täglich für die Eskimos ein Radioprogramm.

In Innsbruck, Österreich, forderten Bischof Dr. Rusch und Landeshauptmann Grauß vor 7 000 Gläubigen die Einführung des 8. Dezember als staatlichen Feiertag. Landeshauptmann Grauß erneuerte bei dieser Gelegenheit auch die Marienweihe der Tiroler Landstände aus dem Jahre 1704 mit dem Versprechen, ernstliche Bemühungen anzustellen, „damit das Fest Maria Empfängnis wieder als Feiertag von unserem Volke begangen werden kann.“

In Spanien veröffentlichte das Unterrichtsmi-

nisterium aus Anlaß des Marianischen Jahres einen Erlaß, nach dem die Schüler angeeifert werden sich gegenseitig mit dem Gruß: „Ave Maria Purissima" (Gegrüßet seist du reinste Maria) zu grüßen. Auch wurde angeordnet, den Rosenkranz vor einem Marienbild, das in den einzelnen Klassen hängen solle, gemeinsam zu beten. Jeder spanischen Schule wurde empfohlen, die Kinder eines der Länder „hinter dem eisernen Vorhang" geistig zu adoptieren, das heißt, täglich ein „Gegrüßet seist du Maria" zu beten.

Alle während dieses Marianischen Jahres geweihten Priester sollen am 8. Dezember feierlichst der Unbefleckten Jungfrau Maria geweiht werden.

In vielen Ländern erhält jedes Kind bei der Taufe als zweiten Namen (falls es nicht schon der erste ist) den Namen Mariens, der Gottesmutter. In Antwerpen und in Nürnberg fanden Ausstellungen über das Thema „Maria in der Kunst" statt. Georg Hild, der große Komponist Münchens, hat das bekannte Marianische Gebet Papst Pius XII. vertont. Gesungen wurde dieses Gebet zum erstenmal von einem gemischten Chor und Solisten am 19. März d. J. in der Münchener St. Wolfgangskirche.

Die Vereinigung katholischer Schauspieler und Künstler führte eine große Marienwallfahrt nach „Maria Maggiore" (Rom) durch, an der Kardinal Celso Constantini teilnahm.

Als Symbol des Friedens und der Brüderlichkeit unter den Menschen wurde mit Genehmigung der abessinischen Behörden auf der historischen Hafensäule von Assab am Roten Meer eine Marienstatue zu Ehren der Gottesmutter, „Stern des Roten Meeres", aufgestellt. Die in Mailand, Italien hergestellte Statue wurde von Kardinal Schuster geweiht.

So könnte man aufzählen ohne Unterlaß die Verehrung der reinsten Jungfrau Maria, die in diesem Jahre in aller Welt stattfindet.

Warum sollten wir auch nicht ehren die Mutter unseres Herrn Jesus Christus? Wenn wir ihr huldigen, dann folgen wir darin nur Jesu Beispiel, der Seine Mutter verehrt, weil sie Seine Mutter ist und für alle Ewigkeit bleibt, und weil Gott Vater sie ausgestattet hat mit aller Fülle der Herrlichkeiten des Heiligen Geistes. Ganz schön ist Maria. Ganz schön ist sie in den ihr von Gott eingegossenen Gnadenreichtümern, ganz schön ist sie in ihrer glühenden Liebe zum Dreieinigen, ganz schön in ihrer Muttermilde uns Menschen gegenüber, und ganz schön im heute strahlenden Glanz ihrer Sieben Schmerzen.

Mutter ist sie dem Herrn Jesus, und Mutter ist sie uns, die wir ein Leib sind mit dem von Maria geborenen Heiland. „Hilfe der Christen" nennen wir sie, und Hilfe der Christen ist sie uns, einem jedem Volke und einem jeden Einzelmenschen, durch die ganze Geschichte der Christenheit geblieben.

Im Jahre 1213 half sie der rosenkranzbetenden christlichen Armee die der Christenheit äußerst gefährlichen Albigenser zu schlagen. Diesem Sieg durch Marias Hilfe zu Ehren ließ Simon de Monfort auf den Schlachtfeldern von Muret die erste Marienkapelle zu Ehren des hl. Rosenkranzes erbauen.

Im Jahre 1571 zog die Flotte der christlichen Völker Europas rosenkranzbetend in die Schlacht von Lepanto. Es galt sich gegen den schlimmsten Feind der Christenheit, gegen die Mohammedaner, zu wehren. Die Türken wurden geschlagen. Der Senat von Venedig schrieb damals an die Regierungen aller Staaten, die an dieser Schlacht gegen die Türken teilnahmen: „Weder unsere Generäle noch unsere Waffen und Schiffe haben uns diesen Sieg gebracht. Unsere Liebe Frau vom hl. Rosenkranz hat geholfen!"

Als Frankreich im Jahre 1627 in Gefahr stand, von den Armeen der Hugenotten überrannt und gezwungen zu werden, den alten katholischen Glauben mit der calvinistischen Lehre zu vertauschen, lagen Königshof, Volk und Königssoldaten wieder einmal rosenkranzbetend vor den Bildern Mariens auf den Knien. Das katholische Herr des französischen Königs siegte über die Hugenotten, und die Universität von Paris erklärte öffentlich, daß auch hier ein Rosenkranzwunder geschehen sei.

Bekannt ist auch der Sieg der christlichen Heere im Jahre 1683 bei Wien. Die Türken standen bereits vor den Toren Wiens. Ihr Ziel war, das christliche Europa ein für alle mal zu schlagen und vom Christusglauben loszureißen. Am 12. September, am Namensfeste Mariens, gelang, was keiner der christlichen Fürsten zu hoffen wagte: Das 200,000 Mann starke Heer der Türken wurde von den rosenkranzbetenden christlichen Rittern und Soldaten geschlagen.

Und wie oft hat Maria uns in unserem persönlichen Leben geholfen, Sorge, Krankheit, Not, Versuchung und Gefahr zu schlagen, damit es uns leichter werde, die Kreuze des Lebens zu tragen? Wie oft hat sie uns wohl schon Herz und Haus

und Hof gesegnet und Gnade gebracht und Freude? Wie oft hat sie uns wohl schon aus schwerster Sünde geholfen und uns wiedergeschenkt die Gnade des Betens?

„Maria hilft immer, sie hilft jeder Zeit", singen wir. Es gibt kaum eine Not, in der sie sich uns nicht als Zuflucht anbietet. Marias größte Sorge um uns ist jedoch dort zu helfen, wo die Not am allergrößten ist: In der Not unserer Herzen und in der Not unserer Gewissen. Sie, die Jesus geboren, will ihn geboren und angebetet sehen in jedem Menschenherzen, für das der Heiland am Kreuz, und für das sie, die Mutter des Herrn, unter dem Kreuze gelitten. So sehr liebt Maria Gott, daß sie nicht ruhen kann und nicht ruhen wird, bis diese Liebe Gottes in allen Menschenherzen glüht, die Maria erreichen kann. Nicht so sehr um uns Brot zu geben und Gesundheit und irdisches Wohlergehen ist sie uns Mutter — sie neigt sich voller Milde uns zu, um uns zu geben das Allerhöchste, das es gibt, um uns zu geben das Leben und Lieben Gottes.

Wie klein doch der Mensch, der nur Brot und Gesundheit von Maria will, und weiter nichts. Und wie groß ist die Freude Mariens und ihr Helfen, wenn sie Menschen sieht, die so bleiben wollen wie ihr Sohn Jesus Christus und wie Maria in ihren Schmerzen. Die alles zu verlieren bereit sind, solange sie nur Gott haben und Seine Liebe. Die in allem wie Maria beten: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach Gottes Willen, und immer nur nach Gottes Willen!"

Wo alle Welt heute der Mutter des Herrn huldigt, wollen auch wir Herz und Mund öffnen und singen und beten, damit auch uns durch Maria der Geist unseres Herrn Jesus Christus komme. Sein Geist des Betens, Sein Geist des Tugendlebens, Sein Geist der Gottes- und der selbstlosen Menschenliebe, Sein Geist des Opferns, der Friedfertigkeit, Milde und Gerechtigkeit möge durch Maria über uns kommen und in uns einziehen, auf daß auch wir zusammen mit Maria demütig und liebend hier auf Erden durch Leben, Wort und Tat und durch alle Ewigkeit verherrlichen, anbeten und preisen den Dreieinigen Gott, dem alle Ehre und alle Liebe gebührt, für alle Ewigkeit.

— Der Schriftleiter

Alle für einen — einer für alle!

Allzulange haben wir Christen nur für uns selbst gelebt,in Vergessenheit unseres obersten und einzigen Gebotes, das alles andere in sich schließt: die Liebe.

In der Taufe sind wir eingegliedert worden in Christus, sein Gnadenblut durchrieselt uns alle, wie einen einzigen riesigen, weltumspannenden Leib. Wie Hand und Fuß mit uns selbst verbunden sind so sind wir mit Christus verbunden. In Christus aber unter uns, weit enger noch als die Glieder einer Familie.

Diese herrlichste Tatsache unseres Glaubens, dieses größte Wunder Christi unter den Menschen, der sie alle sich zu Gliedern gemacht hat und zu Brüdern untereinander, muß gelebt werden von uns allen.

Niemand mehr als Maria, deren wir in Christus Kinder geworden sind, kann uns dazu verhelfen, uns führen, uns leiten, uns segnen. Darum diese Gemeinschaft der „Marienfreunde". Keine Kongregation, kein Orden: bloße Gemeinschaft der Christen, so wie sie vor Gott schon immer besteht, ohne daß wir sie aber bis jetzt richtig begriffen und noch weniger gelebt hätten.

Alle für einen, einer für alle: In Christus und unter Marias Mutterschutz. Erblicke auch Du Deine Größe in Gottes Augen und Deine ebensogroße Verpflichtung: Du bist nie allein, Tausende von Brüdern und Schwestern sind eng mit Dir verbunden und haben Teil an Deinem Ringen, Kämpfen, Durchhalten und Siegen.

Wir nehmen daher alle Deine Sorgen und Freuden in unsere Gemeinschaft auf und machen sie zu den unsrigen, und Du die der andern zu den Deinen.

Ich werde mein Amt tun, daß Gott mir den Verstand dazu gibt, ist seine Sache.

Die grosse Stunde auf dem St. Petersplatz

Ein Augenbericht über die Heiligsprechung Pius' X



Die Erhebung Pius X. zur Ehre der Altäre ist ein Ereignis, das den Lauf der Geschichte ändern könnte, wenn die Welt die Ideale in die Tat umsetzen wollte, für die Pius X. lebte und kämpfte.

Rom, die ewige Stadt, erlebte am Samstag, dem 29. Mai, eine der größten Stunden ihrer tausendjährigen Geschichte. Von den Türmen der 500 Kirchen verkündeten am späten Nachmittag mehr als 2000 Glocken durch ihr Festgeläute das große Ereignis der Heiligsprechung.

Sonderzüge auf Sonderzüge und nie enden wollende Autokolonnen brachten noch in der Nacht neue Ströme von Gläubigen aus allen Teilen der Welt nach Rom, die Zeugen der großen, einmaligen Feierlichkeit vor dem größten Dom der Christenheit sein wollten. Rom war in ein Meer von Flaggen gehüllt, während Paläste und Häuser an den Fenstern Blumenschmuck und ihre schönsten und wertvollsten Gobelins zeigten. Viele der Gläubigen und Priester mußten wie im Mittelalter auf den Straßen und in den öffentlichen Anlagen übernachten; selbst römische Familien hatten, um sich Plätze zu sichern, auf dem Petersplatz die ganze Nacht ausgeharrt, damit sie Zeugen der Kanonisierung des großen Papstes sein konnten.

Zu Füßen der Statue Marc Aurels vor dem Kapitol versammelte sich in seiner traditionellen Tracht der römische Stadtrat mit der historischen Standarte, um unter Führung von Oberbürgermeister Dr. Rebechini nach St. Peter zu ziehen. Ein weiterer Zug unter den vielen, vielen andern, der alle deutschen Diözesen mit ihren Geistlichen vereinte, bildete sich vor der deutschen Nationalkirche von Santa Maria dell' Anima. Deutsche Kirchenlieder singend zogen sie an der Engelsburg vorbei nach St. Peter, während Einheiten der römischen Garnison, in großer Uniform, den gleichen Weg einschlugen, um auf dem Petersplatz den Ordnungsdienst zu versehen.

Zwischen den Kolonnaden Berninis wogte über den Petersplatz dicht gedrängt die Menge der Gläubigen, die in ihrer Landessprache ihre Gesänge und Gebete angestimmt hatten und wie gebannt das einmalige Ereignis erlebten. Neben den Tribünen der Ehrengäste des römischen Patriziates, der offiziellen Regierungsdelegation, dem diplomatischen Korps war erstmals eine Tribüne für die Aristokratie des täglichen

Papstlied

Herr, Gott Vater! Dich zu preisen,
singen wir voll Dankbarkeit;
denn Du ließest nicht verwaisen
uns in dieser argen Zeit.
Hast den Vater uns gegeben,
der uns liebt und lehrt und lenkt;
Kraft und Licht hast unserm Leben
Du durch seine Hand geschenkt.

Herr, Gott Sohn, den guten Hirten
schreckt kein Wolf, hemmt keine Schlucht.
Hilf ihm, wenn er die verirrten
Lämmer in den Dornen sucht!
Allumfassend sei die Herde,
die er Deiner Liebe weiht,
daß den Völkern Friede werde
jetzt und jenseits dieser Zeit.

Heil'ger Geist! Du Licht der Wahren,
steh' dem Wort des Hirten bei!
Laß die Welt durch ihn erfahren:
Nur die Wahrheit macht uns frei.
Pfingstlich laß stets Deine Flammen
lodern über Papst und Rom!
Alle Völker führ zusammen
in der Kirche weitem Dom!

Mutter Gottes! Heil der Christen,
schütz den Felsen in der Flut!
Satan stürmt mit Macht und Listen
wider ihn in grimmer Wut.
Sei des Papstes Trost und Rater,
Sei der Kirche Kraft und Wehr!
Segne unsern Heil'gen Vater!
Stern bleib' über Fels und Meer!

Lebens, nämlich für die Arbeiter der christlichen Gewerkschaft im Arbeitsdreß, errichtet.

Um 17.30 Uhr verließ die Papstprozession, geführt durch den Welt- und Ordensklerus, das Bronzeportal, mit Priestern aller Hautfarben und Geistlichen mit langen orientalischen Bärten. Ihnen folgte der Zug der Bischöfe und Kardinäle, und dann, mit der ganzen Pracht der Jahrhunderte, der Päpstliche Hof. Brausender Jubel umbrandete den Hl. Vater, der mit langsamen Bewegungen von der Sedia gestatoria unter wallendem weißen Baldachim die Menge segnete. Der blaue Himmel Roms, der sich allmählich gelb und rot färbte, trug alles dazu bei, das Fest der römischen Kirche und der Christenhit zu verschönern.

Umgeben von 45 Kardinälen und 450 Erzbischöfen, Patriarchen und Bischöfen und in Gegenwart von 500,000 Gläubigen, die wie gebannt auf den Hl. Vater sahen, der inzwischen auf dem Thron vor dem Petersdom Platz genommen hatte, bat Kardinal Kaetano Cicognani den Papst, den seligen Pius X. in Würdigung seiner Verdienste und seiner Tugenden zu den Ehren der Altäre erheben zu wollen. Ihm antwortete der Sekretär der Brevi an die Fürsten. Mgr. Antinio Balci, der Hl. Vater wisse wohl um die Tugenden und Verdienste, könne aber nicht vorher die Kanonisierung vornehmen, ohne den göttlichen Beistand und die Mithilfe der Apostel, aller Heiligen und Seligen angerufen zu haben.

Darauf stimmte der Papst das „Veni creator Spiritus" an, das Kardinäle, Episkopat und die Menge ergriffen mitsangen. Dann versank der Hl. Vater und mit ihm alle Gläubigen in stilles Gebet. Neben dem Papst nur der Präfekt der Zeremonien, Mgr. Dante. Etwas abseits unbeweglich in ihrer militärischen Haltung die Schweizergarde in Küraß mit ihrem Obristen Baron Pfyffer von Altishofen, die Guardia Nobile mit roten Uniformröcken, schwarzen Stulpenstiefeln und gezogenem Degen sowie die päpstliche Gendarmerie.

Um 18.45 Uhr erhob sich der Papst und verkündete in Vollgewalt seiner Apostolischen Macht ex cathedra in lateinischer Sprache die Kanonisierung des seligen Papstes Pius X. und setzte das Fest des neuen Heiligen auf den 20. August fest. Nach der Ansprache des Hl. Vaters und dem „Confiteor" erhob sich Papst Pius XII., spendete um 19.20 Uhr den Apostolischen Segen und gewährte den vollkommenen Ablaß.

Über der Loggia der Basilika wurde darauf das Bild des neuen Heiligen enthüllt, und dann setzte sich der Zug der engsten Mitarbeiter und die Mitglieder der päpstlichen Anticamera in Bewegung, um mit dem auf der Sedia gestatoria thronenden Papst, der segenspendend durch die jubelnde und begeisterte Menge getragen wurde, in den Vatikan zurückzukehren. Zur Feier des Tages erstrahlte am Abend die Peterskirche im Schein von tausenden von Lichtern, während die Kuppel durch Ölampeln beleuchtet wurde.

Die Jungfrau, die Gott aus den Blumen des Paradieses schuf.

Eine polnische Legende

Es war am Anfang der Schöpfung. Außer Himmel und Wasser war noch nichts erschaffen, und der Geist Gottes schwebte allein im leeren und dunklen Raum über den Gewässern.

Die Erde war noch nicht da, es gab noch keine Sterne und keine lebenden Wesen.

Da erscholl inmitten der grenzenlosen finstern Einsamkeit die gewaltige Stimme des Herrn:

„Satan, tauche hinab in die Tiefen des Meeres und hole mir eine Hand voll Sand!"

Da fragte der böse Geist voll Neugier:

„Warum soll ich es tun?"

„Frage nicht", erscholl von neuem die Stimme des Schöpfers, „sondern tu, wie ich dir befohlen."

Da schäumten und zischten die Wasser, wie wenn man eine brennende Fackel hineingeworfen hätte, als Satan zornig, weil er Gottes Geheimnis nicht durchschauen konnte, sich in die Fluten hinabstürzte.

Aber Gott zum Trotze stieg er noch einmal herauf und fragte von neuem:

„Wozu willst du den Sand?"

„Tu, wie ich dir befohlen!" erwiderte der Herr, strenger als das erste Mal.

Da stürzte sich der böse Geist von neuem einer Lawine gleich in das Meer, aber noch immer führte er Gottes Gebot nicht aus, sondern stieg von brennender Neugier geplagt, noch einmal an die Oberfläche der Flut herauf und wiederholte die Frage.

Da fühlte Gott in seiner Güte etwas wie Mitleid mit dem Teufel und sprach:

„Siehe, aus dem Sande will ich die Erde machen, dann werde ich den Menschen erschaffen und ihm die Erde zur Wohnung geben. Nun weißt du, wozu ich den Sand gebrauche. Eile dich und hole ihn aus der Tiefe heraus!"

Satans Augen funkelten voll Hinterlist, als er wieder hinabtauchte und während er immer tiefer in die ewige Finsternis hinabsank, kam ihm folgender Gedanke:

„Ich werde dich betrügen, Herr; denn ich will mir auch eine Erde machen. Etwas von dem Sande werde ich hinter meinen Zähnen und in meiner Klaue verbergen. Eine Handvoll werde ich dir geben, das übrige aber für mich behalten."

Und also tat er.

Als er wieder an die Oberfläche des Meeres emportauchte, da hielt er sein Maul fest geschlossen, denn er fürchtete, der Sand könne ihm herausfallen und seine Absicht verraten. Er war erfüllt von boshafter Freude, weil er glaubte, er habe Gott hintergangen und werde nun seine eigne Welt, seine eigne Erde, seine eignen Menschen haben.

Gott der Herr aber nahm den Sand in seine heiligen Hände, segnete ihn und streute ihn auf die Oberfläche des Wassers aus. Da fingen die Körner und die Schollen des Landes an, sich mit Macht auszudehnen, sich miteinander zu verbinden, und bald entstand im Meere festes Land.

Aber auch im Maule Satans begann der Sand sich zu dehnen und zu wachsen, so daß er ihn beinahe erstickte. Darum mußte er hustend und räuspernd ihn mit aller Gewalt wieder von sich geben. Und wo er auf das Meer und die See hingespien hatte, da entstanden einsame, wüste Inseln, auf denen der Böse bis auf den heutigen Tag am liebsten wohnt.

Als so der Himmel und auch die Erde entstanden waren, da erschuf Gott die Engel. Aber diese erhoben sich in ihrem Übermut und dünkten sich Göttern gleich. Zur Strafe stürzte sie der Herr in die Tiefe der Hölle, in die sie unter schrecklichem Zorn- und Wehgeschrei vierzig Tage und vierzig Nächte ununterbrochen hinabfielen.

Erst nach dem Falle der Engel schuf Gott den ersten Menschen im Paradiese, Adam. Der war ein gewaltiger Riese, von so großer Stärke, daß es ihm ein Geringes war, die höchsten Bäume mit den Wurzeln auszureißen gleich armseligen Grashalmen.

Die größten und wildesten Tiere gingen ihm voll Furcht aus dem Wege; sie wagten nicht, ihm et-



Die Irische Postverwaltung hat aus Anlass des Marianischen Jahres eine Briefmarke herausgegeben mit dem Abbild Unserer Lieben Frau.

was anzutun; denn er war stärker als sie. Und seine Haut war unverwundbar.

Aber dem Menschen war nicht wohl, er fühlte sich einsam, selbst im Paradiese.

Da beschloß der Herr, ihm eine Gefährtin zu geben. Und er hauchte auf die Blumen des Paradieses, und gleich dem süßen Dufte des Frühlings, stand vor ihm die Gestalt der ersten Frau. Sie war erschaffen aus dem, was im Paradiese am lieblichsten, reinsten und schönsten zu finden war.

Diese Jungfrau führte Gott Adam zu.

Und da wurde es im Paradiese noch heller als sonst, da sie vorüberging; denn die Sterne traten am hellen lichten Tage am Himmel hervor, um sie zu sehen, und es duftete noch stärker als vordem, denn vor Freude atmete die Erde lauter Wohlgerüche.

Und alles, was sich da regte und mit einer Stimme begabt war, von den summenden Mücken über dem Wassern bis zu den gefiederten Sängern in den Lüften, alles erhob ein Loblied zur Ehre des Schöpfers und zum Ruhme der Jungfrau.

Nur Adam blieb gleichgültig und verdrossen, denn die Jungfrau kam ihm zu schwach, zu leicht vor für seine Größe und Stärke, und er wußte nicht, was er mit einer solchen Gefährtin anfangen sollte. Er war wie aus einem Felsen gemeißelt, sie aber schien aus den Staubfäden der Blumen geboren zu sein.

Da erkannte Gott, daß für Adams grobe Natur ein solches Weib keine passende Gefährtin sei, und daß er ihrer gar nicht wert war. Daher nahm er die Jungfrau wieder zu sich, und für Adam schuf er eine andere Frau, die für ihn eine schickliche Genossin war, so wie er selbst, ihm ähnlich an Gestalt und Ansehen, Bein von seinem Bein. Aus Adams Rippe wurde Eva geschaffen.

Und da lächelte Adam, als er sie zum erstenmal erblickte. Er freute sich des Gedankens, daß er von nun an nicht mehr allein und einsam sein werde, daß er ein ihm ähnliches Wesen zur Seite habe, mit dem er das Paradies teilen könne sein Leben lang.

Gott aber erhielt die aus den Blumen geborene Jungfrau in ihrer Schönheit und fleckenlosen Reinheit und teilte ihr später eine andere Aufgabe zu: er bestimmte sie zur Mutter seines Sohnes.

Sie, die Schöne und Reine, sollte im Paradiese bleiben bis zur Zeit, wo das Menschengeschlecht, beladen mit der Sünde Adams, verurteilt zu Mühe, Plage und Sterben, eine Erlösung braucht, und dann sollte von der Jungfrau der Sohn Gottes geboren werden und auf Erden wandeln und mit dem Holze des Kreuzes die fallende Menschheit stützen.

Erinnert euch endlich, daß ihr euch den Himmel sichert, wenn ihr Maria verehrt, denn „Die mich verherrlichen, werden das ewige Leben erlangen" (Eccl. 24, 34 .
Denkt daran, daß ein jeder, der die Tochter, die Mutter und die Braut ehrt, damit auch den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist ehrt. **Sel. Vinzenz Pallotti**

*

O Maria, meine Liebe,
Denk ich recht im Herzen dein.
Schwindet alles Schwere, Trübe
Und wie heller Morgenschein
Dringt's durch Lust und ird'schen Schmerz
leuchtend mir durch's ganze Herz.
Jos. v. Eichendorff

Ein Held der Caritas im Arbeiterrock

Von Johannes Kraus S.V.D.

Am Dreifaltigkeitssonntag (7. Juni) 1925 wurde in Dublin, der Hauptstadt Irlands, ein alter Mann tot ins Spital eingeliefert. Er war auf der Straße zusammengebrochen und bald verschieden. Man stellte fest, daß der Tote Matt Talbot hieß, 69 Jahre alt und bei einer Holzfirma als Arbeiter beschäftigt war.

Die große Welt nahm von dem Toten weiter keine Notiz. Nur wenige seiner Bekannten ahnten mehr. Der Verstorbene war ein durch und durch übernatürlicher Mensch gewesen, ein verborgener Heiliger. Seine auf sorgfältigen Nachforschungen aufgebaute Lebensbeschreibung wurde in wenigen Jahren in alle Kultursprachen übersetzt und weckte überall einen hinreißenden Eindruck.

Matt Talbot war ein beharrlicher Beter, ein Heros unerhörter Abtötungen die er als Buße für die Alkoholsünden seiner Jugend auf sich genommen und desto energischer durchgeführt hatte, weil er nicht verheiratet war. Von seinem Beten und Büßen sprechen wir jetzt nicht, sondern von Talbot, dem unbekannten Helden der Karitas.

Im Alter von 27 oder 28 Jahren bekehrte er sich von der Trunksucht, der er bis dahin verfallen war. Einem Priester leistete er das Versprechen völliger Abstinenz. Dem geliebten Pfeifchen entsagte er dabei noch nicht. Einige Zeit darauf kaufte er sich eine neue Pfeife und etwas Tabak dazu. Ein Arbeitskamerad, der nichts zu rauchen hatte, bat „um ein ganz klein bischen.“ Talbot nahm die neue Pfeife samt Tabak und händigte sie dem Bittsteller aus. Er selbst hat von diesem Zeitpunkt an nicht mehr geraucht.

War das nur eine vorübergehende Herzerweichung, wie sie mancher nach außen rauher, nach innen gutmütiger Arbeiter verspürt? Nein! Talbot war freundlich und hilfreich aus Grundsatz. Allen anständigen Arbeitsgenossen war er gut. Er lieh ihnen, wenn sie es wünschten, religiöse Bücher; andere besaß er nicht. Waren Kameraden mit ihren Familien in Verlegenheit, so schenkte oder lieh er ihnen Geld, das er sich absparte. Nur notorischen Trinkern gab er nichts, bemühte sich aber durch herzhaftes Zureden um ihre Rettung.

Den größten Teil seines Einkommens verwendete er zum Wohltun. Für seine eigene Person brauchte er einschließlich der Wohnungsmiete 6–10 Schilling d. i. 6–10 Mark, die Woche. Auch seiner verheirateten Schwester, die ihm seine Behausung in Ordnung hielt, gab er jede Woche eine kleine Entschädigung für ihre Mühe. Mindestens die Hälfte des Wochenlohnes blieb für die Karitas übrig, auch in Zeiten, wo er weniger als 1 Pfund Sterling, d. i. 20 Mark, die Woche verdiente.

Häufig brachte er einem Pater in der Franz-Xaver-Kirche in Dublin Geld mit der Bestimmung: „Für milde Zwecke.“ Gabensammler aus religiösen Häusern kannten ihren Mann und bekamen regelmäßig ihre Spende. Eine Frau, die für den Reliquienschrein der kleinen Thersia vom Kinde Jesu sammelte, erhielt von ihm ein Pfund (20 Mark). Von der Höhe der Gabe eines Arbeiters überrascht, machte die Sammlerin den Vorschlag, er solle das Geld persönlich beim Karmeliterkloster abgeben. Talbot wehrte ab und bat, sein Opfer den Scherflein der übrigen beizufügen.

Mit ungewöhnlichem Eifer bedachte Matt Talbot die chinesischen Missionen. Seinem Werkmeister gegenüber machte er einmal die Bemerkung, er habe 30 Pfund (600 Mark) im Jahre für die Mission gespendet. Noch kurz vor seinem Tode, nachdem er achtzehn Monate hatte krank feiern müssen, schickte er ein Pfund Sterling aus seiner Tasche nebst 10 Schilling von seiner Schwester, die vermutlich von ihm dazu angeregt wurde. Ein Priester aus Südirland, der unter den Arbeitern kollektierte, wurde vom Werkmeister eigens auf die Ecke des Holzplatzes aufmerksam gemacht, wo Matt Talbot tätig war. Als der Priester wieder zurückkam, äußerte er: „Noch nie hab ich einen so freigebigen Menschen angetroffen. Ich hatte Bedenken, ob ich die Summe annehmen sollte. Er gab alles, was er gerade bei sich hatte.“ Die genaue Höhe der Summe wurde nicht genannt. Da aber gerade Zahltag war und Talbot soeben den Wochenlohn von damals rund 60 Mark empfangen hatte, so dürfte er jedenfalls einen beträchtlichen Teil davon geopfert haben.

O Gott, der du den keuschen Leib der seligsten Jungfrau Maria zu deiner Wohnung zu erwählen dich gewürdigt hast, wir bitten dich, verleihe, daß wir ihr Gedächtnis mit Freuden begehen und durch ihren Schutz bewahrt werden.

* * *

Einige Zeit vor seinem Tode übergab er im Beichtstuhl 5 Pfund (100 Mark) mit der Bemerkung: „Sie können damit tun, was Sie wollen."

„Gut", entgegnete der Geistliche, „ich will es den Armen geben." Als er den Namen des Spenders wissen wollte, stand dieser auf und zog sich wortlos zurück. Erst nach Talbots Tod erfuhr man den Namen durch die Schwester des Verewigten, weil diese die 100 Mark eine Zeitlang aufgehoben und kurz vor dem Kirchgang auf Verlangen die Summe ausgehändigt hatte.

Es kam auch vor, daß Matt Talbot selbst in äußerster Not Geld als Darlehen aufnehmen mußte. Während eines langwierigen Streiks im Jahre 1913 entlieh er nach und nach von einem Bekannten rund 100 Mark. Nachdem der Steik beigelegt und die Arbeit wieder aufgenommen war, zahlte er das Geld treulich in Raten von 5 Mark die Woche zurück. Im Weltkrieg verlor jener Bekannte zeitweilig seine Arbeitsstelle, so daß er in Verlegenheit geriet. Ungesäumt half Talbot aus und ließ die Rückzahlung erst zu, als der Kollege wieder feste Arbeit hatte.

Ein andrer Arbeitsgenosse, mit dem Talbot schon von der Schulbank her befreundet war, erhielt öfters kleine Anleihen, um die Kinder kleiden zu können. Doch verzichtete er auch hier nicht auf Rückzahlung. Er sprach sich offen darüber aus: „Es ist besser, wenn die Leute das Geld in Teilzahlungen zurückerstatten müssen; so kommen sie wenigstens nicht in Versuchung es im Wirtshaus durchzubringen."

An Kleidung erhielt Talbot zuweilen etwas geschenkt, gab aber manches Stück wieder weiter. Für sich selbst besaß er nur einen einzigen Anzug, der Sonntags und Werktags herhalten mußte.

Der schlichte Mann mit seinem übernatürlichen Sinn begnügte sich nicht mit leiblichen Werken der Barmherzigkeit. Weil er seiner Innerlichkeit wegen bei den Kameraden hochgeachtet war, kamen einzelne zu ihm, um einen Rat zu erbitten. Er nahm alle freundlich auf und ließ sie mit einem guten Rat und dem Versprechen des Gebetes wieder gehen. Er erhielt auch Briefe mit Bitten um sein Gebet. Dankbriefe kamen zurück mit Geldinhalt, der als Almosen weiterwanderte.

Ein Freund litt an einem Magengeschwür, scheute aber die angeratene Operation. Er suchte Talbot auf, der gerade aus der Sonntagsmesse kam, und klagte ihm: „Ich bin so krank, hast du keinen guten Rat für mich?" Talbot erwiderte:

„Gehe zu demselben Doktor wie ich. Ich bin noch zu keinem andern gegangen außer dem einen. Gehe zu ihm!"

Der Fragende verstand, und Talbot versprach, mit ihm zu beten. Nach einiger Zeit war die Krankheit vollständig behoben.

Ein befreundeter Werkmeister war in Sorge um seine schwerkranke Gattin. Talbot versicherte ihm: „Du brauchst dich nicht zu ängstigen wegen deiner Frau." Nach drei Wochen war sie in der Tat gesund.

Derselbe Werkmeister hatte einen Schwager, der bei der Arbeit verunglückt war. Matt Talbot wurde auch in diesem Falle um sein Gebet angegangen. Er sagte zu, ließ aber keine Hoffnung, mahnte vielmehr zur Ergebung in den Willen Gottes. Nach einigen Wochen starb der Verunglückte.

Bei aller Gefälligkeit war Talbot nicht gewillt, einem andern durch eine Notlüge beizuspringen. Ein Arbeiter, der ohne Genehmigung der Vorgesetzten den Werkplatz verlassen, hatte sich an einem der folgenden Tage hinter einem Holzstock versteckt ,um dem Betriebsleiter nicht zu begegnen. Dieser fragte nun Talbot, ob er den N. N. nicht getroffen habe. Die Antwort lautete:

„Ich wünschte, sie würden solche Fragen nicht an mich stellen; Sie wissen, daß ich sie nicht beantworten mag."

Der Direktor verstand, daß Talbot nicht lügen und auch den Genossen nicht verraten wolle, und meinte nur im Fortgehen: „Wenn Sie ihn sehen, so sagen Sie ihm, ich wünsche ihn zu sprechen."

Nachher rief Talbot den armen Sünder und fragte ihn: „Hast du es gehört?" „Jawohl", erwiderte dieser. „Also bitte, richte dich danach; ich mag

* * *

Denn ewig wird mit allem Spähen
Der Mensch, wie mächtig er sich dünkt,
Im Himmel nichts und nichts auf Erden sehn,
Wenn er nicht in die Knie sinkt.

Mariensamstag

Von P. Daniel Gruber O.F.M.

Schluß

Wie pflegen fromme Verehrer Mariä den Samstag noch zu feiern?

Wie ich bereits früher einmal bemerkt habe, galt in früheren Zeiten der Samstag in der abendländischen Kirche als Fasttag (Abstinenztag). Wenn auch die Kirche das Fasten an diesem Tage ursprünglich nicht zu Ehren Mariä eingeführt hat, so war es doch natürlich, daß es auch ihr zu Ehren geschah, weil eben der Tag ihr geweiht war.

Viele fromme Verehrer der allerseligsten Jungfrau begnügten sich aber an diesem Tage nicht mit dem gewöhnlichen Fasten, sondern gingen in ihrem Eifer noch weiter, indem sie nur einmal im Tage etwas zu sich nahmen oder bei Wasser und Brot fasteten, wie zum Beispiel die Heiligen Karl Borromäus, Aloysius, Alphonsus Johann Josef vom Kreuze aus dem Orden des hl. Franziskus, der selige Laienbruder Krispin von Viterbo aus dem Kapuzinerorden und noch viele andere. Der gottselige Bischof Nithard von Bamberg nahm an Samstagen nie eine Speise zu sich. Auch vom ehrwürdigen P. Josef Arriaga aus der Gesellschaft Jesu wird berichtet, daß er vierzig Jahre an Samstagen weder etwas aß noch trank.

Auch in unserer Zeit ist die Zahl der Verehrer und Verehrerinnen Mariens keine geringe, die sich ihr zuliebe an dem ihr geweihten Wochentage des Fleisches enthalten. So ist z. B. in nicht wenigen Klöstern der Samstag ein Abstinenztag. Wie wäre es denn, wenn auch du als Marienkind an diesem Tage deiner himmlischen Mutter zuliebe einen Fasttag halten würdest oder, falls du das nicht kannst oder willst, sonst eine kleine Abtötung in Speise und Trank dir auferlegen oder auf eine gewisse liebgewordene Gewohnheit oder Annehmlichkeit verzichten und das Geld, das du bisher dafür aufgewendet, zu einem guten Zwecke verwenden würdest, z. B. als Marienpfennig zum Bau einer Muttergotteskirche, für die Heidenmissionen, zur Unterstützung der katholischen Presse u. ä.? Vielleicht hast du bis jetzt für die Mutter Gottes nur wenig oder gar nichts getan. Wie wäre es, wenn du von jetzt an an jedem Samstage zu ihrer Ehre ein kleines Opfer bringen würdest? Ich glaube, daß dich deine marianische Samstagandacht sogar mehr freuen würde, wenn du dir, bevor du dich abends zur Ruhe begibst, denken könntest: Heute habe ich der Mutter Gottes zuliebe auch ein kleines Opfer gebracht. O, wie süß ist es, für Maria ein kleines Opfer zu bringen! Probiere es nur einmal und du wirst es an dir selbst erfahren. Maria aber, die nichts unbelohnt läßt, was man ihr zuliebe tut, wird dir dein Opfer reichlich vergelten. Mache es dir also zum frommen

---

nicht lügen, um dich aus der Klemme zu ziehen."

Einer seiner Freunde, übrigens Abstinent wie Talbot selbst, war seit dreißig Jahren den Sakramenten ferngeblieben. Man redete ihm ernst zu und kam schließlich überein, am nächsten Samstag gemeinsam zur Beichte zu gehen. Der mit Gott Wiederversöhnte sprach später öfters seinen Dank aus und wurde ein eifriges Mitglied der Marianischen Männerkongregation, in die Talbot ihn hatte aufnehmen lassen. Nach einigen Jahren stürzte er bei seiner Berufsarbeit im Schiffsinnern ab und verletzte sich tödlich.

Eine Frau erzählt, sie habe Talbot einmal geklagt, daß sie sich nach der Abreise ihres Bruders nach Amerika vereinsamt fühle. Er hielt ihr vor: „Vereinsamt? Wie können Sie einsam sein! Das ist Unsinn, wo doch unser Herr im Tabernakel weilt!" Die Frau beteuert, sie habe durch diese Bemerkung des einfachen Arbeiters mehr Trost empfangen, als irgendein Mensch ihr hätte geben können.

Mit diesen Worten ist auch die Quelle erschlossen, aus der Matt Talbot Kraft schöpfte zu seinen Buß- und Karitaswerken. Daher ist es nicht verwunderlich, daß seine Karitas, wenngleich im Arbeiterkittel, so doch in einer adligen Seele wohnte und in ein königliches Gewand gekleidet war.

Die zahlreichen auffälligen Gebetserhörungen nach seinem Tode, von denen die Biographie eine Anzahl berichtet, sind ein Beweis, daß der arme Holzarbeiter Matt Talbot sein Karitaswerk auch von der Ewigkeit her fortführt.



Grundsatz: **Kein Samstag ohne ein kleines Opfer!**

Besondere Verehrer der Gottesmutter pflegen am Samstage zu ihrer Ehre auch ein Werk christlicher Nächstenliebe zu verrichten. So ließ z.B. die hl. Radegundis alle Samstage einen Aussätzigen in ihren Palast kommen, den sie eigenhändig bediente, wusch und reinigte. Auch vom hl. König Ludwig von Frankreich wird berichtet, daß er jeden Samstag zu Ehren der allerseligsten Jungfrau eine Menge Armer in seinen Palast kommen ließ, sie speiste und hierauf mit einem reichlichen Almosen entließ. Vom seligen Deodatus einem Schuhmacher, erzählt uns der hl. Gregor, daß er alle Samstage in die dem Apostelfürsten Petrus geweihte Basilika ging, wo er zu Ehren Mariens an die Armen alles verteilte, was er während der Woche verdient hatte. Überhaupt war es von jeher eine schöne Gewohnheit vieler Diener und Dienerinnen Mariens, an dem ihr geweihten Samstage ein Almosen zu verabreichen. Sie dachten eben mit Recht, daß derjenige kein Diener der Mutter der Barmherzigkeit sein könne und auf ihre Hilfe keinen Anspruch erheben dürfe, der selbst sein Herz und seine Hand dem Notleidenden verschließt. Darum rate ich dir mit dem hl. Alphonsus, am Samstage zu Ehren der allerseligsten Jungfrau ein kleines Almosen zu geben oder sonst ein Werk der Barmherzigkeit zu verrichten, wenn es dir möglich ist.

Wer Maria wahrhaft liebt, der liebt auch ihr Bild. Deshalb pflegen fromme Verehrer der Himmelskönigin an dem ihr geweihten Tage auch ihr Bild zu schmücken und zu zieren, stellen einen Strauß duftender Blumen zu den Füßen der Madonna und zünden ein Lämpchen davor an oder spenden eine Kerze, damit sie am Samstage vor dem Bilde Unserer Lieben Frau in der Kirche brenne. Gewiß hast du, liebes Marienkind, ein Muttergottesbild in deinem Zimmer. Grüße dieses Bild am Samstage öfters, schmücke es mit Blumen und verrichte vor ihm deine Andacht: den heiligen Rosenkranz, die Lauretanische Litanei oder sonst ein schönes Muttergottesgebet. Lasse auch, falls es dir möglich ist, ein Lichtlein vor demselben brennen.

Die Sitte, am Samstage ein Lämpchen vor dem Marienbilde zu brennen ist schon sehr alt und sehr verbreitet, besonders in den südlichen Ländern, wie z. B. in Spanien und Italien, wo an vielen Häusern in einer Nische ein Madonnenbild mit einem Öllämpchen davor angebracht ist, vor dem die Vorübergehenden eine kurze Andacht verrichten oder doch wenigstens das Bild ehrerbietig grüßen. Auch in deutschen Landen war in der guten alten Zeit, in der Stadt sowohl wie auf dem Lande, an sehr vielen Häusern am Erker oder über der Haustüre ein Bild Unserer Lieben Frau angebracht, vor dem besonders an Samtagen ein Lichtlein brannte. Dasselbe konnte man auch in den meisten christlichen Wohnstuben und in vielen Kaufläden finden. In unserer Zeit ist diese so schöne und echt katholische Sitte, die noch an das tief fromme Mittelalter mit seiner innigen Marienverehrung und Marienminne erinnert, leider immer mehr im Schwinden begriffen. Es ist eben kein Platz mehr für das Muttergottesbild an unseren modernen Gebäuden und in den modernen Wohnzimmern. Dafür trifft man umso öfter andere Bilder, die vielfach jeder christlichen Sitte Hohn sprechen.

Wie sehr jedoch der lieben Mutter Gottes die Verehrung ihres Bildes und das Brennen eines Lichtes davor gefällt, dafür haben wir nicht wenige auffallende Beweise. Nur einen aus den vielen will ich hier anführen.

In der Stadt M. in Bayern ereignete sich anfangs der siebziger Jahre ein merkwürdiger Vorfall. In einer Nacht nämlich vernahm einer der Kapläne an der dortigen Pfarrkirche ein starkes

---

Wenn wir einmal begreifen, was für Erleichterungen, Vorteile, Sicherheit, Ersparnis an Zeit, Mühe und Leid eine herzliche Offenheit zu Maria uns gäbe, haben wir einen entscheidenden Schritt gemacht auf dem Weg zu Gott und unseren Glauben in Sicherheit gebracht. Mgr. D'Hulst

Klopfen an das Fenster und die Stimme: „Ich bitte, einen Kranken zu versehen, wohnhaft Nr. 46 in der Straße N. N." Der Priester stand sogleich auf, holte aus der angrenzenden Kirche das Allerheiligste und machte sich eiligst auf den Weg zu dem Schwerkranken. Die Person, die ihn gerufen hatte, eine ehrwürdige, aber ganz altmodisch gekleidete Matrone, schritt ihm im strömenden Regen stumm voran. So kamen sie zur bezeichneten Straße und Hausnummer. Die Matrone wies mit der Hand auf die Türe hin, bog dann um das Haus und entschwand seinen Blicken. Er fand die Türe verschlossen und läutete mehrmals an der Hausglocke. Endlich wurde im ersten Stockwerke ein Fenster geöffnet. Ein alter Herr schaute heraus und fragte: „Was wünschen Hochwürden?" Der Kaplan erwiderte: „Es ist in diesem Hause ein Kranker zu versehen und ich bin da mit dem Allerheiligsten, um ihm beizustehen." „Sie irren sich," antwortete der Herr, „hier ist niemand krank. Übrigens will ich Ihnen aufmachen, damit Sie hereinkommen und hier warten, bis der Regen aufgehört hat." So empfing ihn ein alter Herr im Schlafrock, der ihn nach oben führte. Der Herr Kaplan stellte das Allerheiligste nebst dem Lichte auf den Tisch und ging dann in das kleine Kabinett, wo der Herr, der an Schlaflosigkeit litt, noch zu später Stunde gelesen hatte. Er sah dort an der Wand ein Madonnenbild, vor dem ein Licht brannte. Freudig überrascht rief der Kaplan aus: „Da bin ich ja in einem recht frommen Hause!" Etwas verlegen antwortete der Herr: „Das wohl kaum! Ich habe schon seit langem mit dem religiösen Leben aufgehört. Aber



Wenn man alle Liebe der Kinder zu ihren Müttern und alle Liebe der Mütter zu ihren Kindern zusammentragen würde, und alle Liebe der Gattinnen für ihre Gatten und der Heiligen und der Engel für ihre Schützlinge, . . . so würde all diese Liebe nicht jene aufwiegen, welche Maria zu einer einzigen Seele hegt. **Hl. Alfons Ligouri**

* * *

meine alte Mutter hat bei Lebzeiten die Madonna ungemein verehrt und stets vor diesem Bilde eine Lampe brennen lassen. Auf dem Todbette noch hat sie mir das Versprechen abgenommen, das fortzusetzen – eine Bitte, die ich ihr nicht abschlagen konnte und die ich bisher auch gewissenhaft erfüllt habe. Dort an der Wand können Sie meine alte Mutter sehen. Ich habe das Ölgemälde einige Jahre vor ihrem Tode anfertigen lassen." Der Priester fuhr betroffen zusammen, als er das Bild betrachtete. Es war nämlich ganz dieselbe Matrone, die ihn gerufen und ihm den Weg gezeigt hatte. Der Herr merkte die Überraschung des Priesters und fragte nach der Ursache. Die Erzählung des ganzen Vorfalles erschütterte den alten Herrn aufs tiefste. Nun sprach der Priester: „Ich meine, mein werter Herr, daß Sie diesen Wink nicht unbeachtet lassen dürfen. Ich habe gerade das Allerheiligste mitgebracht. Es ist bereits nach Mitternacht und Sie sind noch nüchtern. Beichten Sie jetzt; ich werde Ihnen helfen und dann empfangen Sie die heilige Kommunion." Nach einigem Sträuben willigte der alte Herr ein und empfing mit großer Rührung die heiligen Sakramente. Am folgenden Vormittag hörte der Kaplan zu seiner nicht geringen Überraschung, daß man den alten Herrn am Morgen tot im Bette gefunden habe. Ein Schlagfluß hatte ihn gerührt und seinem Leben ein jähes Ende bereitet.

So hat also Maria die ihr bezeigte Verehrung belohnt. Es war nicht viel, was ihr zu Ehren geschah: nur ein Lichtlein brannte beständig vor ihrem Bilde. Und

doch war es für sie genug, ein so großes und auffallendes Werk der Gnade und Erbarmung dafür zu üben. O wie gut ist doch Maria! Möchte das dein Vertrauen auf ihre Güte und Barmherzigkeit stärken und neu beleben und dich veranlassen, ihr Bild stets recht in Ehren zu halten!

Fromme Diener und Dienerinnen Mariä pflegen am Samstage endlich auch noch eine Kirche oder Kapelle zu besuchen, die der hehren Gottesmutter geweiht ist, um daselbst vor ihrem Altare ihre Andacht zu verrichten. So machte z. B. die selige Kunegunde von Polen, die sich Zeit ihres Lebens durch eine kindliche Liebe zu Maria hervortat, an jedem Samstage mit bloßen Füßen eine Wallfahrt zu einer Muttergotteskapelle und von dieser frommen Gepflogenheit konnten sie auch Schnee und Eis im Winter nicht abhalten. Auch der heilige Einsiedler Gerlach († 1170) pilgerte jeden Samstag nach dem Liebfrauenmünster in Aachen, um daselbst die Gottesmutter zu begrüßen, und im Jahre 1229 ermahnte eine Synode zu Toulouse die Gläubigen, am Samstag aus Ehrfurcht gegen die Mutter unseres Herrn die Kirche zu besuchen. Endlich, um noch ein Beispiel anzuführen, machte auch der gottselige Kardinal Franziskus Toledo aus der Gesellschaft Jesu alle Samstage einen beträchtlichen Weg zu Fuß, um seine geliebte Mutter Maria in einer ihr geweihten Kirche zu verehren. Und er liebte diese Andacht so sehr, daß er sich nicht abschrecken ließ, wenn auch das Wetter noch so schlecht war.

Besuche auch du, lieber Leser, falls du Zeit und leicht Gelegenheit hast, nach dem Beispiele dieser und noch vieler anderer Diener und Dienerinnen Mariä am Samstage eine Muttergotteskirche oder -kapelle oder, wenn eine solche nicht in der Nähe ist, in deiner Pfarrkirche oder in einer Klosterkirche den Altar der allerseligsten Jungfrau, um daselbst Maria deine Huldigung darzubringen und ihrem mütterlichen Schutze dich anzuempfehlen. Du wirst gewiß niemals ohne irgend eine Gnade, ohne irgend welchen Trost dieses Werk der Liebe und Verehrung verrichten. Ja gewiß, Maria wird die Besuche die du aus Liebe zu ihren heiligen Tempeln und Altären gemacht, nicht unerwidert lassen. Sie wird an deinem Sterbebette dich heimsuchen und trösten und dir verhelfen, daß du im himmlischen Jerusalem immer und ewig bei ihr und ihrem göttlichen Sohne weilen darfst.

Mutter reich an Liebessehnen,
Laß mich fühlen deine Tränen,
Deinen Schmerzen mich verein!
Du entzünde meine Triebe,
Du mein Herz zu Jesu Liebe,
Wohlgefällig ihm zu sein!

Der hl. Alphonsus, bekanntlich einer der größten Verehrer der Gottesmutter, predigte an jedem Samstage mit heiliger Begeisterung in irgend einer Kirche über die Herrlichkeiten Mariä, wobei er die Zuhörer zu einem großen Vertrauen zu ihr ermunterte. „Vernachlässigt die Andacht zur heiligen Jungfrau nicht!“, pflegte er zu sagen; „wer fleißig zu ihr betet, wird selig.“ Welch trostreicher Ausspruch! Möchte er uns bewegen, Maria recht kindlich zu lieben und **besonders den Samstag ihr zu weihen!**

Im alten Bunde hatte Gott der Herr zu wiederholten Malen nachdrücklich und feierlich dem auserwählten Volke große Verheißungen gemacht und seinen reichsten Segen in Aussicht gestellt, wenn sie den Sabbat, also seinen Tag, durch Werke der Frömmigkeit und Enthaltung jeder knechtlichen Arbeit heilig halten. Im neuen Bunde ist der Tag des Herrn nicht mehr der siebente, sondern der erste Tag in der Woche, also der Sonntag. Dafür aber ist der ehemalige Sabbat, also der Samstag, der Mutter des Herrn geweiht. Gewiß wird auch Maria denjenigen, die nach altem, frommen Brauch diesen Tag ihr schenken, ihren Dienst und die ihr bezeigte Huld und Andacht reichlich lohnen.

In einer alten Legende über die Verehrung der Mutter Gottes am Samstage wird auch folgende Begebenheit erzählt. Als man an einem Samstage Vesper geläutet, sagte ein Mäher zu seinen Mitgesellen: „Lasset uns Feierabend machen und zu Ehren Unserer Lieben Frau die Kirche besuchen!“ Sie aber setzten ihre Arbeit fort; er allein legte die Sense weg und pflog seiner Andacht am Rosenkranze. Montags, als sein Teil Gras noch dastand, während das andere schon abgemäht und dürr war, verlachten ihn seine Mitknechte wegen seiner Samstagandacht. Er ertrug es mit Geduld und fing im Namen Gottes und Maria an, seinen Teil abzumähen. Schon beim ersten Streich findet er ein großes, herrliches Goldstück, worauf geschrieben stand: „Dieses schicken dir Gott und Maria zum Liebeszeichen, weil du den Samstag geehrt, aber in der Glorie ist dir darum bereitet ein ewiger Lohn.“ Dieses schwere Goldstück hat ihn sehr bereichert. Die anderen sahen aber traurig zu und bekannten, daß

Maria Koenigin der Apostel

Du hast nicht Meere überquert
und nicht verlangt, mit einem Schwert
die Welt für Christus zu gewinnen,
du mächtigste der Königinnen!
Du hast nicht Kreuze aufgerichtet,
nicht auf dein Heimatland verzichtet.
Die Welt hat dich ja kaum gekannt!
Und trotzdem hat sie dich genannt:
Königin der Gottesstreiter, heilige Magd!
Du hast das Wagnis kühn gewagt,
dem König alles hinzuschenken.
Und weil dein Sehnen und dein Denken
Christus galt — ihm ganz allein —,
warst du der erste Jubelschrein,
der Gott in diese Welt getragen
in Demut und in letztem Wagen,
daß die Apostel aller Zeit
ihr Christus-Sehnen dir geweiht,
der Königin und Mutter.

Wilborada Maria Duft

Maria auch in diesem Leben keine ihr erwiesene Ehre unbelohnt lasse. So die Legende.

Zu einer Münze von schwerem Golde wird aber auch für dich, lieber Verehrer Mariä, deine samstägige Andacht zu Unserer Lieben Frau werden, zu einer Münze nämlich, die dich zwar nicht reich macht an irdischem, vergänglichem Golde, dafür aber um so mehr an überirdischem Golde frommer Werke und Verdienste, reich macht an Gnaden und Gunstbezeigungen, die du von und durch Maria empfängst. Nicht selten belohnt diese die ihr am Samstag erwiesene Verehrung durch einen guten Tod. Von den vielen Beispielen dieser Art will ich nur eines anführen, das die „Monatrosen" berichten.

In den achtziger Jahren ereignete sich in der Gemeinde Rodeneck in Tirol ein bedauerlicher Unglücksfall. Ein Knecht von etwa dreißig Jahren hatte das Unglück, daß bei der Holzarbeit ein Baum auf ihn fiel und ihn am Kopfe schwer verletzte. Es wurde sogleich ein Geistlicher geholt, allein er konnte die Beichte des Verunglückten nicht hören, da ihn das klare Bewußtsein vollständig verlassen hatte. So mußte er sich begnügen, ihm die letzte Ölung zu spenden. Doch gab man die Hoffnung nicht auf. Am Neujahrstage erschien der Herr Kooperator wieder, aber umsonst. Auch die Umgebung suchte auf ihn einzuwirken, allein es half nichts; der Kranke redete nur sinnloses verworrenes Zeug. Der folgende Tag war ein Samstag und man setzte auf diesen Tag die Hoffnung, weil der Verunglückte immer eine große Andacht zur Mutter Gottes hatte und auch auf seine Kosten jeden Samstag vor einem Muttergottesbilde in dem Hause, wo er bedienstet war, ein Licht hatte brennen lassen. Man hatte nicht umsonst gehofft. Maria, diese allergütigste und barmherzigste Mutter, verließ ihren treuen Verehrer nicht. Am Samstage hatte er das Bewußtsein soweit erhalten, daß er beichten und die heilige Kommunion empfangen konnte. Als das höchste Gut zu ihm hineingetragen wurde, richtete er sich auf und sah mit Andacht auf dasselbe. Er verhielt sich ruhig und andächtig, als ihm der heilige Leib gereicht und noch vorgebetet wurde. Mit großer Beruhigung konnten die Seinigen ihn nun sterben sehen.

So hat also Maria diesem ihren Verehrer seine Andacht in einer Weise belohnt, wie er es am besten brauchte: durch einen guten Tod. Überhaupt lesen wir öfters im Leben großer Marienverehrer, daß sie an einem Samstage gestorben sind. An dem ihr geweihten Tage holte also Maria ihre treuen Diener ab zu den himmlischen Freuden. Wahrlich ein herrlicher Lohn für die ihr im Leben so andächtig erwiesene Verehrung, besonders aber für den Eifer, mit dem sie ihr stets den Samstag geweiht hatten. Sollte uns vielleicht auch nicht das Glück zuteil werden, an einem Samstage zu sterben, so wird es uns doch in unserem letzten Stündlein gewiß einmal ein großer süßer Trost sein, Maria an dem ihr geweihten Tage stets besonders verehrt zu haben. Diese allerbeste und gütigste Mutter wird uns in der alles entscheidenden Stunde nicht verlassen, sie wird ihren Schutzmantel über uns ausbreiten, wird uns beschirmen gegen alle Nachstellungen des höllischen Feindes und nach vollbrachtem letzten Atemzuge unsere Seele hinübergeleiten in die Ewigkeit, auf daß sie daselbst den Lohn empfange für alle Liebe und Verehrung, die sie im Leben Maria, der gebenedeiten Mutter des Herrn, entgegengebracht.

Das Buch der Buecher

von Erich Reisch

Der Aufstieg auf einen hohen Berg will gelernt sein. Wer ihn ohne Überlegung und Vorbereitung unternimmt, der kehrt mutlos bei der ersten Schwierigkeit um oder erliegt den Gefahren des Weges.

Das gilt auch von dem Aufstieg zu jenen Höhen, in denen die Quellen unseres Glaubens entspringen, von der Liturgie, der Glaubenslehre und der Heiligen Schrift. Ein kluger und gescheiter Führer ist willkommen, der das geistige Gelände aus eigener Erfahrung kennt und uns Hindernisse durch verständnisvolle Hilfe überwinden hilft.

Vielleicht hat mancher von unsern Lesern schon die Höhenfahrt zur Lesung der Heiligen Schrift unternommen und hat die Aufgabe nicht bezwungen, sondern hat das Begonnene aufgegeben. Ihm und allen andern, die Sehnsucht nach solcher Fahrt haben, bietet sich nun unsere Wegweisung an, damit sie leicht und sicher zu einer jener Heilsquellen gelangen, aus denen sie Wasser des ewigen Lebens schöpfen können. Gar bald wird ihnen der Weg vertraut werden und mühelos erscheinen.

Möge von solcher geistiger Bergfahrt uns seelische, aber auch leibliche Gesundheit erwachsen, wie die körperliche Bergfahrt leibliche, daneben aber seelische Gesundheit spendet.

Warum die Heilige Schrift in jedes christliche Haus gehört

1. Was die Bibel im christlichen Heim bedeutet

Eine reiche Fülle christlicher Symbole und Zeichen birgt unser Heim, Zeichen, die ständig bleiben, Zeichen auch, die kommen und gehen mit dem Kirchenjahr. Vom neuen Leben der Gnade künden die einen, wie Weihwasser und Palmen, in die Gemeinschaft der Heiligen ziehen uns andere hinein, die Statue der Mutter Gottes und die Bilder der Heiligen. In drei sichtbaren Zeichen sollte sich das Weilen Christi in der christlichen Familie ausdrücken:

Kreuz, Kerze und Bibel sind Darstellungen Christi im christlichen Heim.

Das Kreuz ruft uns auf zu Kämpfern im Glauben. Mit Christus sollen wir den Glauben künden. Die Lichtmeßkerze ist ein Zeichen Christi, der Mensch geworden, um mit uns die Hände zum Vater zu heben und uns als der Starke zum Vater emporzuheben. Die Kerze ist das Zeichen, daß Christus unsere Hoffnung ist. Die Bibel aber, das Wort Gottes, ist das Wort der Liebe, das Christus mit uns ständig tauschen will.

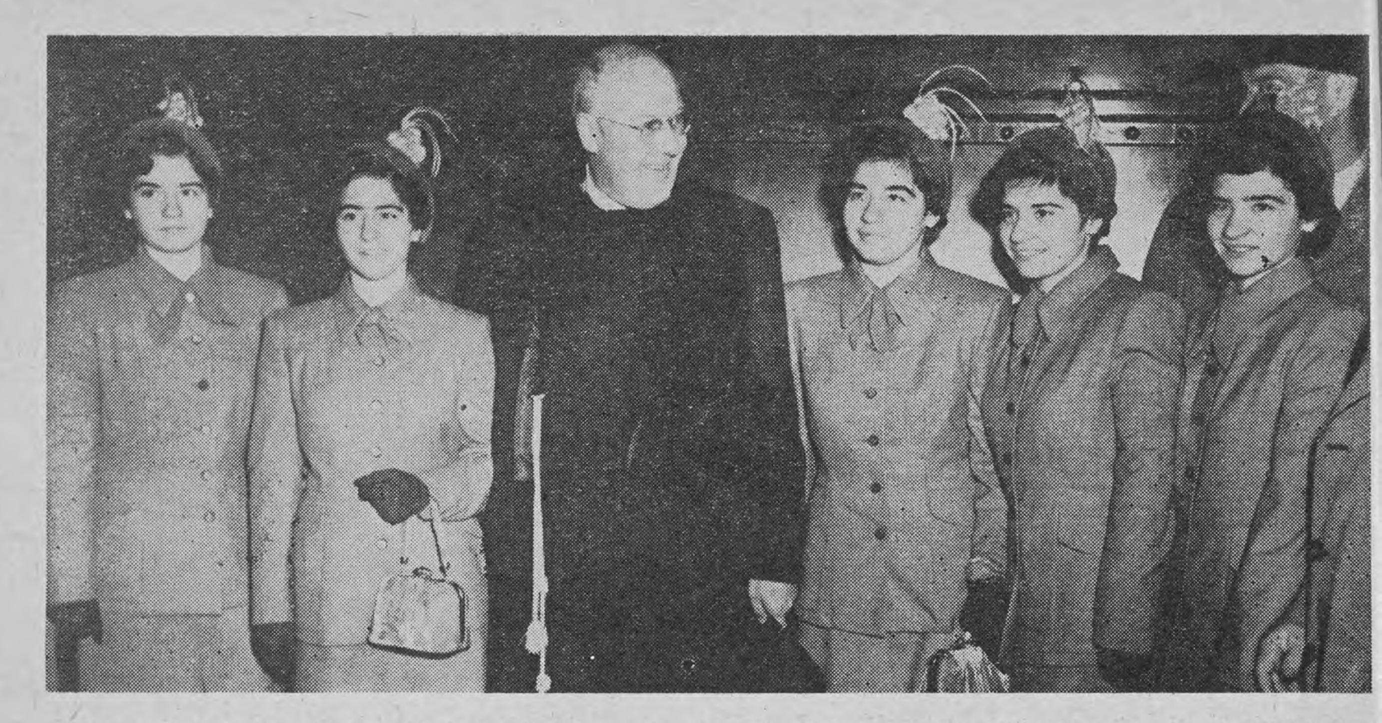
Sicher, jedes dieser Dinge kündet und symbolisiert den ganzen Christus. Aber ich meine, wenn man in jedem einmal etwas Besonderes hervorheben will, dann wird uns das Kreuz zur Fahne des Glaubens, die geweihte Kerze zum Licht der Hoffnung, die Bibel zur Schrift der Liebe, der großen Gottesliebe zu uns Menschenkindern. Ein christliches Haus ohne die Heilige Schrift darf es nicht geben. „In der Heiligen Schrift tritt Gott dem Menschen nahe; in ihr begegnet er dem fleischgewordenen Gottessohn."

2. Das Buch mit den sieben Siegeln

Was der hl. Johannes in der Geheimen Offenbarung von dem Buch mit den sieben Siegeln erzählt, das können wir auf die Heilige Schrift anwenden. Aus eigener Kraft kann es niemand öffnen und lesen. Wer sich ihm nicht als Christ naht, glaubend, hoffend und liebend, dem öffnet sich der Sinn nicht, dem bleibt seine Kraft verschlossen. Nur Christus in uns, der Sprosse Davids, der kann das Buch öffnen und hineinsehen. Also nicht die Weisheit dieser Welt ist dazu unbedingt vonnöten, wenn sie auch Wegbereiter werden kann. Unbedingt vonnöten ist eins und nur eins: der Glaube, der Glaube, der auch Hoffnung und Liebe ist. Jeder wahre Christ kann auch die Heilige Schrift (selbstverständlich in den von der Kirche approbierten Ausgaben) mit Nutzen lesen. Konntest du bisher das Buch nicht öffnen, dann flehe nur zu Christus, und er wird es für dich tun.

3. Das Buch, das uns in eine ganz andere Welt versetzt

In den alten orientalischen Märchen gibt es geheimnisvolle Zauberbücher, die man nur zu lesen braucht, und es öffnen sich durch die Lesung neue Welten. Nun, in übertragener Hinsicht tut das jedes



Dieses Bild zeigt die kanadischen Fünflinge, die in letzter Zeit wieder im Mittelpunkt der Oeffentlichkeit standen. Von links nach rechts: Annette, Marie, Emilie, Cecille und Yvonne. Marie, die vor acht Monaten in ein Kloster eingetreten war, ist in ihr Elternhaus zurückgekehrt und zwar, wie von zuständiger kirchlicher Seite mitgeteilt wurde, "aus Gesundheitsgründen." Zeitungen behaupteten sie habe das Kloster verlassen wegen Heimweh und Einsamkeit. Was immer die Gründe für ihr zeitweiliges oder dauerndes Scheiden vom Kloster sein mögen, sie hat nur von einem ihr zustehenden Recht Gebrauch gemacht, da sie ja noch nicht gebunden war durch Gelübde. Bedauerlich ist nur, dass der Fall sensationell aufgebauscht wurde durch eine oberflächliche Presse, die nicht zu wissen scheint, dass es einer Ordenskandidatin in ihrer Probezeit jederzeit freisteht, in die Welt zurückzukehren, ebenso wie der Orden das Recht hat, ihr einen solchen Schritt nahezulegen. — Der plötzliche Tod Emilie's, am 6. August, hat im ganzen Land und weit über die Grenzen desselben grosse Anteilnahme hervorgerufen. Emilie hatte die Absicht, in diesem Herbst dem Orden der Schwestern von der Unbefleckten Jungfrau Maria beizutreten. R.I.P.

gute Buch. Eine neue Welt tut sich dem Geist auf. Im Geiste weilen wir in fernen Ländern und fernen Zeiten. Das Märchen aber meint es anders: Wirklich, mit Fleisch und Blut und Leib und Seele kommt der Lesende in die andere Welt.

Ein Buch nun gibt es, da ist Wirklichkeit, was das Märchen nur dichtet, da ist die tiefste Erwartung erfüllt, die die Menschen je auf ein Buch setzen können. Es ist die Bibel, und sie ist und bleibt auch darum das Buch der Bücher.

Im Buch der Bücher passiert alles nicht nur „einst" und „damals" und „dort", sondern „hier" und „jetzt".

Wie in der Geheimen Offenbarung bei der Eröffnung jedes der Siegel von dem Buch mit den sieben Siegeln Gewaltiges geschieht, so geschieht auch Gewaltiges jedesmal, wenn du die Heilige Schrift mit gläubiger und frommer Seele öffnest. Das Reich der Himmel selbst wird eröffnet, und es zieht dich hinein in seine verwandelnde Kraft. Nicht nur erkennt dein Geist, er betet im Erkennen an, und deine Seele eint sich in Liebe zu Gott. Der Leib aber, wenn er auch durch den Staub hindurch muß, er wird schon jetze bereitet zur Auferstehung.

4. Schriftlesung, eine geistige Kommunion mit Gott

Nichts zeigt die hohe Würde der Schriftlesung deutlicher und kühner, als daß Väter der Kirche und fromme Männer sie in Parallele setzen zur Eucharistie, zum Genuß der heiligen Kommunion. Der heilige Kirchenvater Ambrosius, der große Lehrer des großen Augustinus, der Mann, der uns das Tedeum schenkte, sagt: „Trinke den Kelch beider Evangelien, des alten und des neuen, denn in beiden trinkst du Christum. Trinke Christi Kraft, denn er ist der Weinstock, ist die Quelle des Lebens." Bei Thomas von Kempen heißt eine Kapitelüberschrift von der „Nachfolge Christi": „Der Leib Christi und die Heilige Schrift, ein Doppelbrot des

Himmels, das der gläubigen Seele im höchsten Maße notwendig ist." In dem Kapitel heißt es dann: „Hier in diesem Leibe bedarf ich erstens der Speise, zweitens des Lichtes. Nun hast du mir, o Gott, um meiner Schwachheit zu Hilfe zu kommen, Deinen heiligen Leib zur Speise gegeben zur Stärkung meiner Seele und meines Leibes und Dein heiliges Wort zur Leuchte in dem Dunkel des Lebens. Ohne diese zwei könnte ich nicht wohl leben."

Wahrlich, die Heilige Schrift ist der liebende Christus in unserem Heim, wie die Eucharistie der liebende Christus im Gotteshaus ist. Täglich, so wünscht die Kirche, sollen wir den Leib des Herrn empfangen. Täglich aber sollst du auch, das ist in gleicher Weise Wunsch der Kirche, das Wort Gottes genießen in der Messe und daheim.

5. Was der Papst, der uns die tägliche heilige Kommunion und die Frühkommunion der Kinder schenkte, von der Schriftlesung schrieb

Papst Pius X., der große Papst der großen religiösen Reform, der wahren Erneuerung in Christo, schrieb im Jahre 1907 an Kardinal Casetta: „Da wir alles in Christo erneuern wollen, ist uns sicher nichts erwünschter, als daß unsere Kinder die Sitte annehmen, Exemplare der Evangelien zu einer nicht nur häufigen, sondern auch zur täglichen Lesung in Besitz zu haben, da man daraus an erster Stelle lernen kann, auf welche Weise alles in Christo erneuert werden kann und muß."

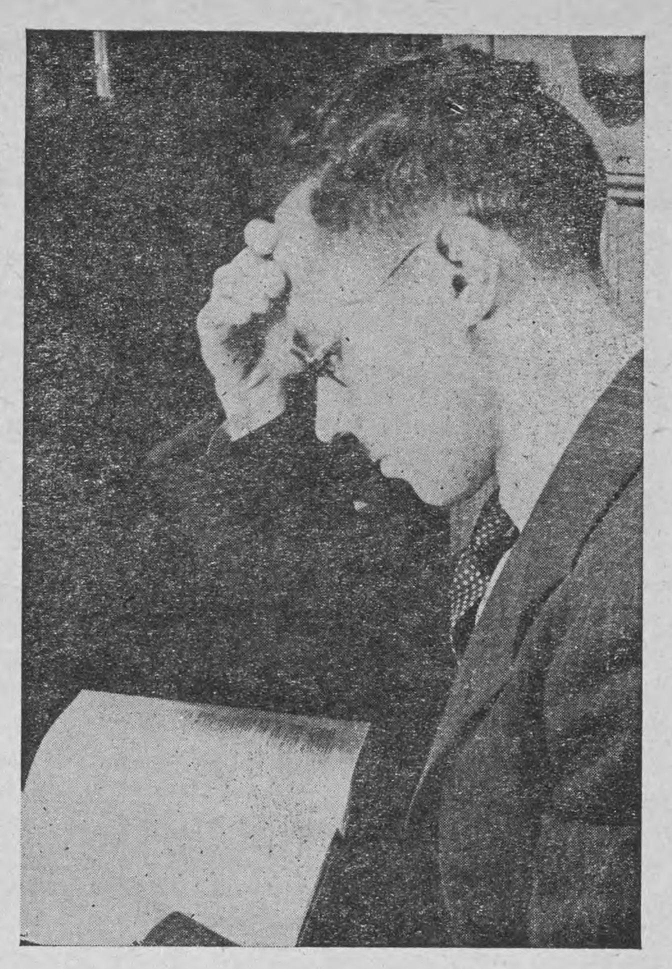
Die Kinder also schon hält dieser heilige Papst für fähig, die Evangelien mit Nutzen zu lesen, wie er sie für fähig hielt, den Leib des Herrn würdig zu empfangen. Wie nützlich wird es dann für uns sein, mit der täglichen heiligen Kommunion die tägliche Schriftlesung zu verbinden.

6. Das Evangelium, eine Kraft zur Sündenvergebung

Die Gebete der heiligen Messe sind so reich, daß man immer wieder neue Entdeckungen macht. Man muß sie wirklich jahrelang beten, bis einem jedes einzelne ganz vertraut geworden ist. Hier soll einmal auf das kleine, doch so schöne Gebet hingewiesen werden, das der Priester nach der Lesung des Evangeliums betet, während er das Buch küßt:

Per evangelica dicta
deleantur nostra delicta!

Ein herrliches Gebet, das in unserer Sprache lautet:



Gute Schriftlesung eröffnet neue Welten

„Durch die Worte des Evangeliums
mögen unsere Sünden getilgt werden."

Auf dem Weg, den wir durch die Messe hin zur heiligen Kommunion gehen, reinigt uns nicht nur das Konfiteor, sondern auch die Worte der Heiligen Schrift, wenn wir sie fromm hören, von allen läßlichen Sünden.

Wer das erkannt hat, der weiß auch, welch unersetzliches Hilfsmittel eine kurze Schriftlesung bei der Vorbereitung auf die heilige Beichte ist. Gerade wer sich rasch sammeln muß, weil die Aufgaben des Tages ihm wenig Zeit lassen, wird das merken. Eine kurze Lesung führt bei gutem Willen den Menschen so rasch in die demütige und doch zuversichtliche Gesinnung des Zöllners: „Gott sei mir Sünder gnädig." Und hat er erst die, dann hat er auch den Blick, in der Gewissenserforschung seine Fehler im einzelnen zu erkennen und sie in der rechten Weise zu bekennen.



Schreiben des Hw. Herrn Bischofs Bokenfohr OMI aus Süd-Afrika

Liebe Freunde und Wohltäter

Mit großer Freude und noch größerer Dankbarkeit senden wir diesen zweiten Missionsbericht. Hat doch der erste Brief, wie aus zahlreichen Zuschriften zu erkennen ist, viel Freude und Missionsbegeisterung und auch Hilfe erweckt für unsere arme Mission. Dafür bin ich Ihnen recht dankbar. Viele Gebete sind zum Himmel gestiegen, um Segen auf unsere Arbeiten herabzurufen, und das ist das Beste was wir erhoffen können. Manchen neuen Freund haben wir gewonnen und manche werden sich dieser Zahl noch zugesellen. Falls sie Verwandte oder Freunde haben, die sich für unsere Berichte interessiren, wäre ich Ihnen dankbar für die Angabe derer Adressen.

Und jetzt, liebe Freunde – eine Fahrt in die Kalahari Wüste, – nach Kuruman, wo ich am 27. November 1953 das erste Kalahari Kirchlein einweihen durfte. Die Abfahrt konnte erst am mittag gegen 12 Uhr stattfinden. Wir verließen Kimberley in der brütenden Sonne in nord-westlicher Richtung. Ca 200 km Fahrt liegen vor uns. Sobald wir die Stadt verlassen, nimmt uns die Erdstraße auf, und über weite, wellenförmige Wege, geht es ins Buschland. Einsam liegt das weite Land unter dem heißen Sonnenglanz. Fast kein Schutz bietet sich für Menschen und Tier. Ungefähr ein Drittel der Oberfläche der Südafrikanischen Union ist Karoo, Halbwüste und Wüste, die Begleiterscheinungen des Durstlandes. Teile des Landes sind mit einer dünnen Erdschicht oder zusammengewehtem Sand bedeckt. Bei hoher Temperatur und sehr geringem Regenfall, ist es richtige Wüste. Die Pflanzenwelt ist spärlich. In der Ebene zerstreut finden wir einige Gewächse und Büsche, die sehr tiefe Wurzeln schlagen. Hier und da eine grüne Pflanze in den Felsenrissen der Hügel. Die ganze Vegetation ist typisch arm. Vereinzelte Büsche, Sand und Felsen. Die Büsche erreichen eine Höhe von einigen Zentimetern bis zu 2–3 m. Obgleich manche Büsche klein sind, bedingt durch die Härte des Klimas und durch starkes Abweiden von Schafen und Ziegen, haben sie oft ein hohes Alter. Die gedrehten und oft rindelosen Stämme zeigen kleine Büschel von Blättern. Die Mehrzahl dieser Pflanzen und Büsche sind würzig – enthalten Öl, Gummi und Harz – was sehr wichtig ist für die Trockenheit. Sehr charakteristisch ist die Unmenge Arten von Pflanzen, wie auch die große Anzahl von Zwiebeln-Gewächsen. Manche Pflanzen haben Knollen, die Wasser aufbewahren. Die meisten dieser Gewächse haben aber Blätter und Blumen nur in Jahren mit gutem Niederschlag. Aber dann zeigt sich eine wunderbare Fülle von Farbenreichtum, sie bedecken den bloßen Boden wie einen Teppich. Eine wahre Freude und ein Wunderland für den Botanisten. In Jahren mit geringem Regenfall liegen diese Gewächse wie leblos am Boden. Die Weiden, die wir passieren, sind braun gebrannt. Das Vieh hat wenig Futter und liegt unter den Mimosabäumen um sich im kärglichen Schatten auszuruhen. Es ist noch Frühsommer. Einsam zieht der Motor seine Bahnen, bei einem ständigen Tempo von 55–60 km geht es dahin; die Unterhaltung wird langsam zur Stille, denn die Sonne zieht es allen aus den Knochen. Nach 22 km erreichen wir Barkly West, ein kleines Städchen, wo die vielen Erdhaufen noch anzeigen, welche Industrie hier bessere Tage gesehen hat. Man suchte und fand Diamanten. Von weitem grüßt unser kleines Kirchlein ohne den alllebendigen Gott, denn dort wohnt kein Pater, weil unsere Zahl zu klein ist. Es gehört zu einer der vielen Außenposten, ca 40, die ein einziger Priester besucht. Weiter voran; in Liskat

fahren wir über den Vaal Fluß, der jedoch nur wenig Wasser aufweist, da wir noch am Anfang der Regenzeit, des Sommers stehen. Die Gegend bleibt dieselbe. Farmen rechts und links, ohne wogende Äcker, ohne Wasser – nur kärgliches Gras. Langsam steigen in weiter Ferne im Westen Schornsteine auf – die Gegend wird zur richtigen Wüste, der Graswuchs noch spärlicher. Ulco zeigt sich zur Linken, dort befindet sich ein großes Zementwerk, das Hunderte von Eingeborenen angezogen hat. Dort leben einige weiße Katholiken und eine Anzahl Schwarze, die wir nur aus der Ferne grüßen können. Auch hier ein Kirchlein ohne Priester und ohne Tabernakel! Unser Opel folgt der Hauptstraße, leise Staubwolken hinter sich zurücklassend, gehen wir auf Koomansfontein zu. Noch immer dasselbe monotone Bild. Eine Polizeistation, einige Läden, wenige Weiße, eine größere Anzahl von Eingeborenen, darunter 1 000 Katholiken zerstreut in einem Durchmesser von 63 km – leben hier auf weiter Ebene und arbeiten auf den Farmen. Hier ist ein Schulkirchlein. Ein guter Katechist betreut diese zerstreute Herde. Weiter westlich erheben sich in der Ferne einige Bergrücken, dort liegt Postmasburg, in dem sich auch weiße und schwarze Brüder nach einem Priester sehnen, auch dort ein Tabernakel ohne den lebendigen Gott – Priestermangel! Vielleicht können in den nächsten Ferien einige Schwestern von Kimberley dort ihren Urlaub verbringen und eine Sommerschule abhalten für wenige Wochen, um religiösen Unterricht den armen Verwaisten zu erteilen, falls sie Unterkunft finden. Unser Kapitän kommandiert uns weiter, immer weiter geht es der staubigen Landstraße entlang. Nicht weit konnen wir mehr von Kuruman, unserem Ziele, sein. Der Kühler kocht schon und wir sind müde und durstig geworden. Unter einem kleinen wilden Olivenbaum macht der Kapitän halt. Wir strecken unsere Glieder und sitzen im kärglichen Schatten um einen kleinen Imbiß, ein Butterbrot und schwarzen Tee, zu nehmen. Dann geht es weiter. Plötzlich tut sich das Wunder der Wildnis vor uns auf: Hunderte von Duiker's (Rehe) kreuzen unseren Weg. Sie sind weiß-gelb, klein von Gestalt und ohne Hörner. Perlhühner mit ihren kleinen zarten Kronen folgen ihnen. Leckerbissen für Jäger – aber es ist Schonzeit und das scheinen die Tiere zu wissen. Ehe die Kamera aufblitzen kann, verzieht sich die Herde und nur eine Staubwolke zeigt noch ihren Weg. Die Herde sucht Wasser! In der Ferne winkt unser Ziel. Noch einmal geht es bergauf, und dann liegt ganz plötzlich im Tal vor uns, Kuruman, die Oase in der Kalahari!

Ein wunderbares Bild liegt vor unseren Augen. Wir ziehen ein in ein Paradies. Die schmukken, einstöckigen Häuser liegen in wohlgepflegten Gärten, Blumen sind schon reichlich vorhanden, die mit Frucht beladenen Obstbäume, Pfirsiche und Aprikosen, sind sehr verlockend. Wir sind nach 220 km am Ziel unserer Reise. Kuruman, eine mittelmäßige Stadt von ca 3,000 Weißen, mit anwachsender Industrie, nimmt uns auf. In vierstündiger unermüdlicher Fahrt hat es unser Opel Kapitän geschafft. Das große Wunder der Stadt ist das sogenannte „Auge von Kuruman". Sorgfältig eingezäumt und von alten Weiden umgeben, finden wir einen kleinen Teich mit Wasserrosen bedeckt, und von einigen Fischen belebt, im Zentrum der Stadt. Hier kommt eine unterirdische Quelle zutage, die täglich 24 Millionen Liter Wasser aussprudelt, zum Segen der Stadt und der näheren Umgebung. Von dem „Auge von Kuruman" wird das Wasser in Röhren und Kanälen weitergeleitet, den näherliegenden Farmen zu, das diesen von großem Nutzen ist.

Wir müssen uns erst Unterkunft suchen und landen bei einer weißen Familie, die uns herzlich aufnimmt; kühles Wasser und Tee sind bald bereit für unsere trockenen Kehlen. Hier treffen wir auch den zukünftigen Pfarrer von Kuruman, der schon vor einigen Tagen hier eintraf, um alles fürs Fest vorzubereiten. Nach kurzer Rast geht es zur Lokation, zur neu errichteten Kirche, wo lebhaftes Treiben herrscht. Ein Europäer, Italiener, verziert noch mit kundigen Pinselstrichen den Altar und die Heiligenfigu-

* * *

Ein Volk, das in unsagbar schwerer Zeit, im Kampf um das tägliche Brot und inmitten leidvollen Ringens, die Seelengröße aufbringt, seinen Anteil an dem göttlichen Werke der Weltmission so freudig und opferbereit zu tragen, ein solches Volk kann gewiß sein, daß des Himmels Gnade als überreicher Segenstrom zurückfließt auf es selbst und Land und Volk befruchtet, von dessen Opfermut es seinen Ausgang nahm.

Papst Pius XII.

Ein feinfühliger Papst

Es heißt, als Papst Gregor I. hörte, in den Straßen Roms sei zur Nachtzeit ein Armer vor Hunger gestorben, habe er sich geweigert, des Morgens die Messe zu lesen vor den Gläubigen. Was nutze aller Gottesdienst, was half aller Glaube, wenn es möglich war, daß unter den Augen seiner Mitmenschen, die sich Christen nannten allesamt, ein Mensch umkam, hilflos und verlassen?

ren, die etwas schadhaft geworden waren vom Alter und der langen Reise. Morgen muß alles in Festtagsstimmung sein, denn die erste Kirche der Eingeborenen wird vom Hochwüdigsten Herrn Bischof eingeweiht. Seit 1925 hat man auf diesen Tag gewartet. Nun ist der sehnliche Wunsch in Erfüllung gegangen und Morgen wird zum ersten Mal das hl. Meßopfer in der neugeweihten Kirche stattfinden. Hochfesttagsstimmung herrscht! Am nächsten Morgen, Sonntag, 27. November, ziehen 2 Patres schon um 4 a.m. zur Kirche – nach Landes-Gesetz darf kein Weißer in der Lokation wohnen – eine kleine Petroleumlampe wirft ein dürftiges Licht von der Fensterbank in den noch dunklen Raum. Am Altar brennen zwei Kerzen, die man zum Meßbuch stellen muß, um lesen zu können. Während ein Pater die Messe liest, hört der andere, auf einem kleinen Blechkoffer sitzend, in der kleinen Sakristei, die hl. Beichten. Zwischendurch taucht er auf um ein neues Lied anzustimmen, und geht wieder zurück, denn auch dort herrscht Hochbetrieb. Langsam treffen allerhand Omnibusse ein, die Gäste von weither bringen. Von Postmasburg, Batlarose, Khosis, Maremane, Tsining, Gamopading u.s.w, u.s.w. Sie alle wollen teilnehmen an der Freude Kuruman's. Um 10 Uhr trifft der Hochwürdigste Herr Bischof, in Begleitung mehrerer Patres, ein. Auch einige Schwestern von Taungs haben die Strecke von 135 km nicht gescheut, um hier zu sein, die Festtagsstimmung zu erhöhen. Langsam schreitet der Bischof, segnend und betend, um die kleine Kirche; dann ziehen alle hinein in das Haus Gottes, um der hl. Messe beizuwohnen. Eine Anzahl Weiße haben sich eingefunden, um an der Freude der Eingeborenen teilzunehmen. Der Bischof dankt in seiner Ansprache dem Priester, den Eingeborenen und allen Wohltätern für ihre unermüdliche Arbeit und erfleht Gottes Segen für alle. Über 100 schwarze Katholiken empfingen die hl. Kommunion. Wie schön wäre es wenn wir eine Bildübertragung hätten. So mancher gute, treue Wohltäter daheim könnte dieser Freude folgen, und sein Herz entflammen mit neuer Begeisterung. (Fortsetzung folgt)

Wasser genug, aber es siedet nicht

Ein treffendes französisches Wortspiel sagt: „Le merite de l'homme ne consiste pas dans ce qu'il sait, mais dans ce qu'il fait, das Verdienst des Menschen besteht nicht in dem, was er weiß, sondern in dem, was er tut"; nicht in seinem Merken, sondern in seinen Werken. Es gibt Menschen, die sind vollgepfropft mit allen möglichen guten Gedanken, sie tragen aber ihre Gedanken in sich, wie der Geizhals sein Vermögen zinslos in seiner Truhe liegen läßt. Diese Menschen führen ein Leben wie die Drohnen im Bienenstock: sie leisten nichts und leben nur auf Kosten der anderen. — Dann gibt es wieder Menschen, die machen unzählige gute Vorsätze, aber sie kommen nicht dazu, sie auszuführen. Zwischen Wollen und Vollbringen liegt des Zauderns dunkle Macht, und das Zaudern ist das Grab der guten Entschlüsse. Ihre guten Vorsätze haben kein rechtes Leben, keine rechte Kraft in sich, sie sind angekränkelt „von des Gedanken Blässe." Und darum kommen solche Menschen nicht vorwärts auf ihrer Lebensbahn und erst recht nicht auf der Tugendbahn. Ein Engländer erzählt, daß er einst lange in einem Zuge saß und auf die Abfahrt wartete. Da er nicht sehen konnte, woran es fehlte — die Lokomotive stand bereit, der Kohlenwagen war gefüllt bis oben, die die Fahrgäste waren alle in den Wagen —, so fragte er, ob man vielleicht versäumt habe, genügend Wasser aufzunehmen. „Wasser, mehr als genug", war die Antwort, „aber es siedet nicht." So geht es bei vielen Menschen: Es ist alles in schönster Ordnung; sie wüßten, was zu tun wäre; sie wüßten wohin die Reise gehen müßte, aber es fehlt das rechte innere Feuer die rechte frische Entschlußfähigkeit, die Schwungkraft; so kommen sie über schöne nette Gedanken oder über schwächliche Vorsätze nicht hinaus.

Die Familie am Altare

von Berthold Friß,

Wehe Klagen gehen durch die Lande

In bitterem Kummer gedenkt die heilige Kirche – eine zweite Rachel – ihrer Kinder. Zwar modert der Idumäer schon lange in seiner Gruft, aber der moderne Herodes, die Manie der Kinderbeschränkung, mordet, vernichtet und verhindert ungezähltes blühendes Leben und ruft den Fluch Gottes auf die Familien und Völker herab.

Papst, Bischöfe und volksnahe Priester trauern auf den Trümmern der neuzeitlichen Familien. Der Unglaube, die freie Moral, die Maschine, die Genußsucht haben diesen herrlichen Quell der Volkserneuerung verschüttet.

In Parlamenten und Volksversammlungen warnen die Patrioten der Völker – nach Kassandras Vorbild – laut vor dem Untergang der Familie, dem Fundamente der Staaten. Denn trotz dem schwindligen Erfolge und Siege der Technik, der Wissenschaft, des Sportes und der Kriegskunst erkennen sie mit Grauen, daß die Staaten zerfallen werden, wenn es nicht gelingt, die Familie zu retten!

Woher der Ruin der Familie?

Woher die leeren Schulpaläste und Jugendbänke der Kirche?

Woher die uferlose Flut der Ehescheidungen?

Woher die Unzahl armer Knaben und Mädchen aus zerrütteten Familien, die ihren Vater und ihre Mutter nie gesehen?

Es heißt, die Feinde der modernen Familie seien Legion: Wirtschaftsnöte aller Art: Der Lohn reicht nicht. Die Begründung einer anständigen Zukunftsexistenz für viele Kinder ist in diesem Luxuszeitalter nicht möglich. Der Wankelmut einer perfiden Weltpolitik verleidet einem die Freude am eigenen Familienherde, der jeden Augenblick von Bomben und Granaten zerschmettert werden kann.

Wohnungsnöte: Ungezählte Hausbesitzer lieben Hunde vor der Haustüre oder auf dem Schoße der Damen mehr als eine frohe, lebenslustige Kinderschar in den Räumen ihrer Häuser. In den dumpfen, engen Mietskasernen erstickt jedes traute Familienleben Ein angestellter Staatsbeamter klagte sogar einmal, es sei selbst für ihn mit seiner großen Familie schwer, eine passende Wohnung zu finden in der Stadt.

Der Moloch Industrie, die Maschinen, das Geld zerreißen die Familien und die süße Trautheit des Eheglückes. Das liebe Brot treibt Vater, Mutter und Kinder auf den Asphalt der Straßen oder in die Gefängnisse der Fabriken.

Die Vergnügunssucht steht als lockende Sirene am Wege der Familie. Sie drängt im Kino, im Theater, im Ballsaal, in der Bar, in den Wirtshäusern jedem ihren schäumenden Becher in die Hand. In den blendenden Lusträumen rollt das Geld der Eltern, und daheim stirbt langsam, von Engeln beweint, die Familie.

Ohne Zweifel: Die Feinde der heutigen Familie sind sehr



„Vereint in Freud und Leid bis daß der Tod Euch scheidet."

Keiner ist so sehr in Gefahr, den Raubtieren in die Zähne zu fallen, wie Mann und Frau. Keiner ist so sehr in Gefahr, von den Raubtierkrallen der Leidenschaft und der hemmungslosen Instinkte nach Sodoma und Gomorrha verschleppt zu werden, wie Mann und Frau. Sie brauchen den Schutzengel des Gebetes, der sie bewahrt. Sie brauchen den Seraph des Gebetes der Wache hält vor den Toren ihres Eheparadieses. Das Gebet bricht vielen Gefahren die giftige Spitze ab. Das Gebet macht Gott zum Dritten im heiligen Doppelbund, und wo Gott die Ehe zusammenhält und trägt, da wird sie nicht zerfallen.

J. Busch

viele, aber wären es auch tausendmal mehr, wenn **der Glaube an Gott** und wahre **Opfergesinnung** Fundamente der Familie wären, dann wären sie alle machtlos und ohne Einfluß. Ein früherer Bundespräsident der Schweiz, Dr. Etter, hat das in die markigen Worte gekleidet: „Deshalb ist neben wirtschaftlichen Maßnahmen zur Förderung und Sicherung der Familie die Förderung der Zeugungskraft unseres Volkes bedingt durch entsprechende Revision der Gesinnung und der Gewissen, die nur durch geistige Mächte und Kräfte herbeigeführt werden können."

Die moderne Familie muß zurück zu Gott und zum Opfer! Christus und christliche Selbstbeherrschung, das Kreuz und das Kreuzesopfer müssen wieder die beiden Pole des Familienlebens werden, damit die notwendige Opfergesinnung und Opferkraft darinnen aufblühen könne. Schubert sagt an einer Stelle:

Familie ohne Gott – ankerlos!
Außer Gott – arm und bloß!
In, mit und für Gott –
mächtig, reich und groß.

War es nicht immer so in den Jahrhunderten der Vergangenheit?

Die Familie Adams ist der Grundstein der Milliardengemeinschaft der Menschheit. Sie aber war eine echte Gottesfamilie, die Gott ehrend und ihm opfernd die großen Selbstopfer lernte, die Wesen und Glück jeder Familie ausmachen. So tief war Gott und Gottesopfer in der Urfamilie verankert, daß selbst der ungeratene Kain regelmäßig seine Opfer darbrachte.

Die Rettung der Menschheit fängt bei der Familie an, bei der Ehe.

Kolping

Die Familie Noahs ist die geheimnisvolle Brücke unseres Geschlechtes zur vorsintflutlichen Menschheit. Sie trat zwischen Hoffen und Bangen aus der Arche und begann ihr triumphales Werk der Wiederbevölkerung am Brandopferaltar. Die emporlodernden Flammen wiesen sie zu Gott, dem einzigen lebenspendenden Zentrum der Nationen. Die glimmende Asche des zerstörten Opfertieres offenbarte ihr, daß die Kraft der Zukunft im Stirb und werde! liege, in der Selbsthingabe für das Wohl anderer.

Die Familie Abrahams, Urzelle des auserwählten Volkes, zahlreich wie die Sterne am Himmel, auserwählt zur Trägerin der Messiashoffnung, stieg vom Opferberge Moria herab. Abrahams erschütternder Glaube an Gott und sein Opfersinn bis zur Selbstvernichtung gaben dieser bedeutungsvollen Familie ihre weltgeschichtliche Größe und unverwüstliche Lebenskraft.

Die Heilige Familie von Nazareth, Jesus, Maria, Joseph, aus Gott geboren, in Gott lebend, für Gott opfernd und sich selbst verzehrend für die kommenden Geschlechter, ist dadurch zum Felsenfundament des modernen Gottesvolkes, der heiligen Kirchenfamilie, geworden, jener Familie, die reicht bis zu den Grenzen des Erdballs und deren Zukunft der ewige Himmel ist.

Moderne Familie, sieh hier deine Rettung! Lerne an dieser Vergangenheit deine Zukunft neu aufbauen! Vergiß nie: die alten völkeraufbauenden Familien stiegen von den flammenden Altären Gottes in die Arena der Weltgeschichte hinunter. Darum, moderne Väter, Mütter, steiget mit euren Söhnen und Töchtern immer wieder zum heiligen Moria des Kreuzesopfers, des heiligen Meßopfers empor, dann wird sich auch eure Kraft am Altare Jesu Christi wunderbar erneuern. Die heilige Messe muß euer Zentrum werden und immerdar bleiben, dann werdet auch ihr wiederum Grundfelsen einer neuen Zeit, eines neuen Völkerglückes!

Das brennende Problem der neuzeitlichen Familie muß an den Altären Jesu Christi gelöst und neu orientiert werden. In der Gnadenglut des eucharistischen Opfers müssen die wankelmütigen Bande des unruhigen Blutes in einen goldenen Reifen unerschütterlicher Treue, übernatürlicher Liebe und gegenseitiger Opferbereitschaft umgeschmiedet werden. Im Familienkonfiteor, in

der heiligen Familienwandlung und in der Familienkommunion sollten sich – wenigstens jeden Sonntag – der Vater, die Mutter, die Kinder zusammen finden.

Familienkonfiteor: Der Priester betet das Konfiteor, da sinkt auch der Vater inmitten seiner Familie nieder und bekennt als Haupt des Hauses seine und seiner Lieben Schuld, Pflichtversäumnisse und Auflehnung gegen die heiligen Gebote des Herrn. „Vergib mir und all den Meinen das Fehlen der vergangenen Woche! Durch mein Vorbild, meine Treue und Wachsamkeit werde ich sorgen, daß mein ganzes Haus dir diene und für dich lebe!"

In tiefer Reue gedenkt die gute Hausmutter ihres Mangels an Unterwerfung, an Geduld, an Opfermut gegen den Gatten und gegen die Kinder. Bitter schmerzen sie all die Armseligkeiten ihres Ehelebens, die Fehlgriffe in der Erziehung und Leitung ihrer Kinder. In heiliger Innigkeit verspricht sie, wieder durch ihre Opferliebe allen eine Leuchte auf dem Wege himmelwärts zu sein.

Zerknirscht schämt sich der Sohn, die Tochter zu Füßen des Altares und der Opferkerzen des vergangenen Ungehorsams, der Ehrfurchtslosigkeiten, der Kälte und Härte ihrer Herzen: Vergib, Herr meiner Jugend Torheit! Ich werde künftig treuer in meinen Eltern deine Stellvertreter ehren und ihnen in Liebe dienend deinen Segen, den du dem vierten Gebote versprochen, verdienen.

Familienwandlung: Der eucharistische Gott steigt geheimnisvoll ans Kreuz, breitet seine Arme aus, sich für alles und für alle opfernd. Es ist ein Augenblick höchster Selbsthingabe für die Seinen! Mystischer Tod, um andern das Leben zu geben, zu erhalten und zu vermehren.

Die Familie blickt in heiligem Schauer und Erschütterung zum eucharistischen Gott empor, zu ihrem Lob-, Dank-, Bitt- und Sühneopfer! Und inniger fleht der Vater: Wandle, o Herr, meine Schwachheit, mache aus mir ein heiliges Brandopfer der Pflicht für dich und meine ganze Familie; und inniger fleht die Mutter: Wandle mich, o Herr, damit ich, mir selber immer mehr ersterbend, dir und der Menschheit ein würdiges, neues Geschlecht heranzubilden vermöge; und innig flehen Söhne und Töchter: Wandle uns, o Herr, auf daß wir lernen, uns selber besiegend und verleugnend, zu starken Quellen zu werden, aus denen neues Leben und neue Völkerkraft zu deiner Ehre und zum Wohl der Welt emporsprudeln könne.

> **Kein sozialpolitisches Programm taugt etwas, dessen erstes Wort, dessen allererste Sorge nicht die gute Familie, dessen Frucht und Erfolg nicht die christlich geordnete Familie ist.**
>
> **Bischof Keppler**

Familienkommunion: In edlem freiem Anstand und froher Andacht tritt die Familie gemeinsam zum heiligen Tisch des Herrn. Christus, der Weg, die Wahrheit und das Leben, erfüllt ihre Herzen. Alle werden eins mit Jesus, mit der heiligen Kirche, und ihre Herzen schlagen in wunderbarer Harmonie zusammen mit dem milden Schlag des eucharistischen Gottesherzens. Glückliche, selige Einheit! Inniger als jedes Band irdischer Liebe, fester als jede Vereinigung von Fleisch und Blut.

Noch mehr! Die Eucharistie ist nicht bloß Liebe und Band der Liebe, sie ist auch Kraft durch Liebe!

Die Familie muß in den Kampf des Lebens zurück. An ihren Wegen gähnen die Wirtschaftsnöte, der Wohnungsmangel, die Industrie, das Vergnügen, die Verführung. Aber sie schreitet kühn und stark daran vorüber in der Kraft der Gnade. Vater und Mutter, Söhne und Töchter kehren heim, Frieden in ihren Herzen, Freude auf den Stirnen, Liebe und Mut in ihren Augen. Das Leben ist hart geblieben, sie aber sind noch härter und stärker geworden am Altare Christi,um dem Streite ums Dasein zu trotzen und den Zauber der Sünde zu verachten. Sie gehen frohgemut in den Alltag, alles für eines, und eines für alle ringend und schaffend um die Güter des Lebens und die Krone ewigen Glückes.

Nein, die moderne Familie ist noch nicht verloren, solange noch heilige Wandlungsglocken über die Erde hinklingen. Die gemeinschaftliche Familienmesse, das gemeinsam durchgebetete und durcherlebte eucharistische Opfer birgt alle Quellen und Kräfte ihrer Erneuerung und Wiedergeburt.

Am heiligen Altare wird die Familie **Gott** finden, der ihre Stärke und ihr Leben ist, hier wird sie den **Opfermut** schöpfen, durch den sie zum Fundament einer großen Kirche, eines wohlfahrenden Staates, einer glücklichen Menschheit wird!

★ ★ ★

Zum Sorgen und zum Lieben
Soll'n fest zusammensteh'n,
Die ein und aus selbander
Durch diese Pforte gehn.

Herr, gib ihm die ewige Ruhe

von J. Steuer

Nicht die Geschichte, nur der Name des Mannes ist erfunden. Ich nenne ihn Blasius, weil er eine Windnatur war, die oft hervorbrach doch keinen Schaden anrichtete, weil man seinen unsteten Charakter kannte. Er trug ein spitzes Napoleonbärtchen. Wohl zeigte Blasius Napoleons Tatkraft, doch nicht des großen Kaisers Klugheit, und da Blasius aus Bayern stammte, trug er keine seidenen Handschuh, wenn er seine Meinung äußerte. Er war grob und gerade heraus, hatte jedoch einen Wohltätigkeitssinn, der gar oft seine Frau mit Gaben für den Tisch ins Pfarrhaus sandte.

Es war Januar. Wir hatten unsere jährliche Schulversammlung, bei der es sich um die Wahl neuer Schulvorsteher handelte. Wir durften nicht lässig sein, wollten wir in der Schulverwaltung gegen die Protestanten, die an Zahl nur wenig hinter uns standen, die Oberhand behalten. Alle katholischen Steuerzahler gingen einig voran, nur unser Blasius hatte seine eigenen Wege. Er kannte keine Kompromisse und das katholische Ideal – rein katholische Schulen für unsere Kinder – war sein Ziel.

Alle anderen jedoch hielten in unserem Falle eine katholische Privatschule für ausgeschlossen, und so wählten wir das kleinere Übel: aus der öffentlichen Staatsschule für unseren Glauben durch Wahl katholischer Vorsteher herauszuholen was wir konnten. Ich selbst arbeitete nur in diesem Sinne, weil das Ideal der katholischen Privatschule uns unerreichbar schien. Wir siegten, und wir freuten uns unseres Sieges. Doch leider verloren wir die Freundschaft unseres Blasius.

Kurz nach der erwähnten Versammlung kam ein Priester unsere Pfarrei besuchen, und es war vielleicht gerade das Evangelium, der zwölfjährige Jesus im Tempel, das dem Besucher für die Sonntagspredigt das katholische Ideal aufdrängte, für unsere katholischen Kinder nur katholische Schulen zu haben. Recht hatte der Prediger. In unserem Falle war es jedoch undurchführbar.

Am Montag fuhren Blasius und ich nebeneinander vorbei. Blasius gab mir ein Zeichen, anzuhalten. Als ich hielt und meinen Blasius fragend anschaute, sagte er mir: „Das war gestern einmal eine ordentliche Predigt. Solche Predigten sollten Sie einmal halten und ihre Kräfte für katholische, anstatt für die staatliche Schule anwenden . . ."

„Es freut mich, daß Sie in der hl. Messe waren", erwiderte ich."

„Ich war gar nicht in der Kirche, ich habe jedoch gehört, was da gestern gepredigt wurde."

„Nun", meinte ich, „Ihre Ideale sind zwar schön, in unserem Falle jedoch undurchführbar. Wir haben wenigstens teilweise eine katholische Schule, da wir doch katholische Vorsteher haben, die uns erlauben, was das Gesetz gestattet und noch vieles darüber hinweg, weil doch eben die Mehrzahl regiert."

Weiter kam ich nicht. Unsere Pferde rannten los, jedes Gespann in seine eigene Richtung.

Ein paar Tage später kam die Frau des Blasius mit einem Brief über die Schulfrage, den ich schnell überlas. Kurz sagte ich der Frau: „Sagen Sie ihrem Manne, er solle vernünftig sein und praktisch denken." Das war anscheinend das verkehrte Wort gewesen, denn bei unserer nächsten Begegnung warf

---

Muttergotteshymnus des heiligen Antonius

O Königin, wer ist dir gleich?
dein Schemel ist das Sternenreich;
den Schöpfer aller Welten groß
hast du genährt im Mutterschoß.

Was Eva uns verlor in Sünd'
gibst du zurück in deinem Kind;
du ziehst des Himmel Regel fort,
dein Kind ist Gott, das ew'ge Wort.

Du bist das Tor zum höchsten Herrn,
der Saal des Lichts, der neue Stern;
ihr Völker, preist die Königin,
die himmlische Versöhnerin.

Gelobt sei der Herr Jesus Christ,
der seiner Mutter Schöpfer ist;
gelobt mit ihm in Ewigkeit
die Königin der Christenheit. · Amen.

Maria ist Gottesmutter, um alles zu erwirken, und Menschenmutter, um alles zu schenken. Bossuet

mir Blasius vor, ich hätte ihn für unvernünftig gehalten.

Kurz darauf kam ich in eine Familie, deren fünfzehnjähriger Sohn davongelaufen war. „Wo ging er hin?", erkundigte ich mich. „Zum Nachbar Blasius", war die Antwort. Ich setzte mich auf einen Buggy und fuhr zum Blasius. Blasius empfing mich mit ernstem Gesichte. Ich setzte dieselbe ernste Miene auf und sagte: „Der Junge muß heim zu seinem Vater. Wie können Sie nur derartige Liederlichkeiten unterstützen?"

Unser Wortwechsel war nicht lang. Bald hatte ich den Buben auf meinem Buggy und brachte ihn seinem Vater zurück. Blasius rief mir nach: „Mit Ihnen, Sie französischer Priester, bin ich noch lange nicht fertig." Blasius nannte mich „Franzose", weil ich aus dem Elsäsischen stamme. Ich rief ihm nur kurz zurück: „Sie werden Gott danken, wenn Sie so einen französischen Priester an ihrem Sterbebett haben!"

Jede spätere Begegnung mit Blasius trug den Mantel eisigster Kälte. Wenn Blasius mich auf unseren Landwegen traf, schaute er auf seine Pferde und trieb sie schnell an mir vorbei. Ich sorgte mich, wie ich seine zornigen Gedanken wohl besänftigen könnte.

Es wurde Herbst. Ich machte mich mit einem Begleiter auf den Weg, die Familien meiner Pfarrgemeinde zu besuchen. Drei Meilen mögen wir gefahren sein, da winkte uns eine Frau aus einem Hause. Sie teilte mir mit, ich sei am Telephon erwünscht. Durchs Telephon wurde mir mitgeteilt, Blasius sei plötzlich sterbenskrank geworden, ich solle mit den Sterbesakramenten kommen.

Eilig rannte ich zum Buggy zurück und befahl, mich so schnell wie möglich zur nächsten Kirche zu fahren, das Allerheiligste und die heiligen Öle zu holen. Dann betete ich mit meinem Begleiter drei „Gegrüßet seist du, Maria", damit wir noch zur Zeit zum Sterbenden kommen.

Unser Gebet wurde erhört . Ich spendete dem Bewußlosen die letzten Sterbesakramente. Nach der heiligen Handlung bat Blasius mich, die ganze Vergangenheit zu vergessen und einen anderen Priester in seinem Namen um Verzeihung zu bitten für zugefügte Unannehmlichkeiten. Mit Freuden wurde alles bewilligt, beten wir ja doch so oft am Tage: „Vergig uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!"

Dann diktierte mir der Kranke sein Testament, in dem er auch die katholische Schule unseres Städtchens bedachte.

In der nachfolgenden Zeit brachte ich jede Woche dem Kranken ein- oder zweimal die heilige Kommunion. Blasius erhob sich nicht mehr. Anfangs Dezember bekam ich von meinem Oberen einen Brief, in dem mir gesagt wurde, eine andere Gemeinde zu übernehmen, und zwar gleich nach dem 6. Januar.

Zwischen dem 1. und dem 6. Januar starb Blasius. Ich hielt ein feierliches Requiemamt. Trotz der Kälte waren die Leute von weit und breit zum Begräbnis gekommen. Als man den Sarg ins Grab hinuntersenken wollte, war kein Strick da. Schnell lief ein Mann in den Stall des Pfarrhofes und holte meine ledernen Pferdezügel, an denen man den Sarg ins Grab hinunterlies.

So hatte es Gott gefügt, daß ich dem Toten doch noch einen Dienst erweisen konnte. Alles war in Ordnung, als er von hinnen schied. Herr gib ihm die ewige Ruhe! Ich glaube fest, daß Blasius diese Ruhe gefunden hat, denn Blasius hat trotz aller Härte unentwegt für Gottes Reich gekämpft. Oft wird der Sieg versagt – doch die Arbeit wird stets belohnt!

Stella Maris

Schweigend über Tal und Hügel
sel'ger Abendfriede ruht.
Feierlich in klarer Flut
sich die goldnen Sterne spiegeln.
Ave, stella maris, ave!

Wald und Welle ruhn im Schlummer,
eingewiegt vom weichen Hauch.
Ruhlos Herz, oh ruhe auch
und vergiß der Erde Kummer.
Ave, stella maris, ave!

Meeresstern, durch Nacht und Grauen
leite heimatwärts mein Boot,
laß in lichtem Morgenrot
mich die ew'gen Ufer schauen!
Ave, stella maris, ave!

P. Th. Masarey

Aus aller Welt

Einige Zahlen und viel Gutwilligkeit

Der Kath. Fürsorgeverein für Mädchen, Frauen und Kinder, Dortmund, Deutschland, hat im Jahre 1953 in 465 Ortsgruppen gearbeitet, das bedeutet, daß in fast allen Gemeinden der Bundesrepublik mit über 10,000 Einwohnern eine Gruppe des Kath. Fürsorgevereins tätig war. 435 hauptberufliche Fürsorgerinnen und 5,540 tätige Mitglieder haben die gewaltige Arbeit zusammen mit 60,234 Einzelhelfern (Vormündern) gefördert und getragen. Insgesamt 179,111 Hilfe suchende und benötigende gefährdete Menschen (Kinder, Hausangestellte, Ehefrauen, Arbeiterinnen, Lehrlinge, Haustöchter, kaufm. Angestellte) wurden betreut, die meisten (75.6%) von ihnen standen im Alter bis zu 25 Jahren. 36,170 Kinder kamen zum Fürsorgeverein aus geschiedenen oder zerrütteten Ehen, 12,835 waren uneheliche Mütter, 24,735 uneheliche Kinder, 17,202 waren Flüchtlinge, 10,404 arbeitslos, 2,682 geschlechtskrank, 10,527 Gefangene und Strafentlassene.

Alle 179,111 waren Menschen in Not, die Hilfe und Rat erbaten und fanden. Wer will diese urpersönliche Hilfe in Zahlen fassen und messen? Was bedeutet es, daß von Fürsorgerinnen im Berichtsjahr 1953:

- 6,062 Vormünder und Pfleger neu gewonnen und vorgeschlagen,
- 6,927 Vormundschaften, Pflegeschaften übernommen bzw. vermittelt,
- 8,853 Mündel neu in Obhut genommen und
- 44,026 Mündel insgesamt betreut wurden!

In unentgeltlicher Familienpflege wurden 1,500 Pflegekinder untergebracht, davon 516 in Adoptionsstellen; in bezahlte Familienpflege kamen 1,025 Kinder, über 7,678 Pflegekinder wurde die Aufsicht geführt.

Hinzu kommen 25,111 Minderjährige, die mit ihrer Familie ohne behördliche Anordnung betreut wurden, 3,705 Schutzaufsichten und 3,212 Jugendgerichtshilfefälle.

Mit 110 Entbindungsheimen, 49 Hautkliniken und 97 Gefängnissen standen die Mitarbeiterinnen des Fürsorgevereins durch regelmäßigen Besuch in Verbindung. 10,527 Gefangenen oder Strafentlassenen nebst ihren Angehörigen wurde Hilfe zu teil.

Dies alles sind nur einige wenige Daten und Zahlen aus einem umfassenden Bericht, der von der uneigennützigen Hilfsbereitschaft kath. Frauen in unserem deutschen Volke Zeugnis gibt.

Wie weit ist der Weg ins Pfarrhaus?

In einer Zeit, wo Millionen von Menschen über ganze Kontinente hinweg von einem Land ins andere verschoben werden, und so viele andere freiwillig im Ausland eine neue Existenz aufbauen wollen, gewinnt auch die Frage nach den religiösen Verhältnissen in den einzelnen Ländern erhöhte Bedeutung. Besonders wo es sich um freiwillige Auswanderung handelt, und erst recht, wenn es nicht bloß um Einzelpersonen sondern um ganze Familien geht, müßte neben wirtschaftlichen Faktoren auch die Möglichkeit einer geordneten kirchlichen Betreuung mitsprechen bei der Wahl einer neuen Heimat. In diesem Zusammenhang ist eine Übersichtstabelle, die letzhin vom Internationalen Katholischen Auswandererdienst veröffentlicht wurde, nicht uninteressant und wird vielleicht manche Leser überraschen. Laut dieser Information stellt sich das Verhältnis zwischen Priester- und Katholikenzahl in den nachfolgend aufgeführten Ländern folgendermaßen:

In Kanada ein Priester auf 469 Katholiken, in den Vereinigten Staaten einer für 600, in Irland einer für 607, in Belgien einer für 720, in Deutschland einer für 940, in Spanien einer für 945, in Italien einer für 1,004, in Österreich einer für 1,057, in Frankreich einer für 2,000 und schließlich einer auf 5,000 in Portugal.

Ganz besonders schlimm sind die Verhältnisse in den lateinamerikanischen Ländern. Während in Kolumbien noch ein Priester auf 2,701 Katholiken kommt, hat jeder Geistliche in Mexiko schon 4,000 Katholiken zu betreuen, 4,174 in Argentinien, 6,600 in Brasilien, und in gewissen zentralamerikanischen Republiken entfallen auf jeden Priester sogar 10,000 Katholiken und mehr.

Hilfe für polnische Kinder in Westdeutschland

Wie die kanadische Caritasorganisaton mitteilt, haben sich die katholischen Polenverbände des Landes zu einem Hilfskomitee zusammengeschlossen. Sie wollen den polnischen Kindern in den westdeutschen Lagern behilflich sein durch Zuwendungen von Kleidern, Medikamenten und Büchern.

Ein

Opfer des Beichtgeheimnisses

von Joseph Spillmann S. J.

Fortsetzung

„Hier kann die Vermißte also nicht zu suchen sein", sagte der Maire und wandte sich der Wendeltreppe zu, welche so eng war, daß nicht zwei Personen nebeneinander dieselbe Stufe benutzen konnten. Der Pfarrer ging voraus, die Lampe hochhaltend, um den Folgenden zu leuchten. Hinter ihm schritt der Maire; der Gemeindeschreiber und der Notar bildeten den Schluß. Jetzt hatte Abbe Montmoulin den Treppenabsatz erreicht und warf unwillkürlich einen befangenen Blick auf die Türe der Sakristeikammer. Der Maire, dem dieser Blick auffiel, fragte, wohin dieselbe führe. „In eine Kammer, in welcher allerlei Geräte des Küsters und altes Gerümpel aufbewahrt wird", antwortete der Pfarrer und wollte weitergehen. Aber der Maire hatte schon die Klinke erfaßt und stieß die Tür auf. Das einfallende Lampenlicht beleuchtete einen Augenblick die vom Bahrtuche bedeckte Leiche; dann erlosch die Lampe durch den Zugwind, der durch die offene Fensterluke der Kammer und die rasch geöffnete Tür entstand. Die Herren stießen einen lauten Schrei des Entsetzens aus.

„Was war das, was auf dem Boden lag?" fragte der Maire, der sich zuerst etwas erholte.

„Ein Bahrtuch und etwas darunter!" rief der Notar.

„Es spukt in dem verwünschten Kloster", versicherte der Gemeindeschreiber in heller Angst. „Wir sollten unsere Untersuchung zu einer gelegeneren Zeit vornehmen; ich meine, ich hörte eben zwölf Uhr schlagen, als wir die Wendeltreppe hinanstiegen."

„Was sagen Sie, Herr Pfarrer? Haben Sie nichts gesehen?" fragte der Maire.

„Jawohl", lautete die verhältnismäßig ruhige Antwort. „Ich fürchte, ich sah, was wir suchen."

„Gerechter Himmel –, und wir stehen hier im Dunkeln bei der Leiche meiner armen Schwester!" jammerte der Gemeindeschreiber. „Herr Notar, wir wollen den Gendarm mit der Laterne holen. Um alles in der Welt, begleiten Sie mich; ich sterbe hier vor Angst und wage mich nicht allein durch den dunklen Kreuzgang."

„Ja, gehen Sie und bringen Sie die Laterne!" sagte der Maire. „Unten von der Türe in den Kreuzgang aus wird Grisable Ihr Rufen hören."

Abbe Montmoulin hatte inzwischen die Kammer, in welche von der Kirche her ein schwacher Strahl der ewigen Lampe fiel, betreten und kniete in stillem Gebete neben das Bahrtuch nieder, dessen Umrisse die jetzt mehr an das Dunkel gewöhnten Augen eben erkennen konnten. Er fuhr fort für die Ermordete zu beten, wie er es den ganzen Abend hindurch getan hatte, und in diesem Gebete fühlte er, wie immer mehr Ruhe und Stärke in seine zagende Seele einzog, obschon es ihm mit jedem Augenblick klarer ward, welcher Prüfung er jetzt entgegengehe.

Der Maire, der hinter ihm auf dem Treppenabsatz stehen geblieben war, hatte jetzt erkannt, daß kein Unfall, wie er bisher geglaubt, sondern daß ein Verbrechen vorliege. Wenn wirklich, wie der Pfarrer sagte, das Bahrtuch die Leiche Madame Blanchards bedeckte, wer hatte sie dann mit demselben zugedeckt? Wie kam es überhaupt, daß der Pfarrer so rasch erkennen konnte, was das Tuch verhülle? Weshalb hatte derselbe einen so seltsamen Blick auf die Türe dieser verborgenen Kammer geworfen? Weshalb sein sonderbares Benehmen, als der Maire mit seinen Begleitern bei ihm eintrat? als er ihm von einer Haussuchung sprach? als er ihn an der Pforte fragte, ob der Küster zurückgekommen sei? Sollte das alles nicht auf ein Mitwissen des Verbrechens deuten? Sollte der Pfarrer am Ende nicht gar –? Nein, das mochte der Maire doch nicht denken: ein Priester von bisher unbe-

scholtenem Leumund – ein Mörder! Aber unmöglich wäre das am Ende nicht! Abbe Montmoulin war, wie allgemein bekannt, arm und hatte arme Verwandte; die große Summe mochte ihm zum Fallstrick geworden sein. Und schließlich, auf wen mußte denn der nächste Verdacht fallen als auf ihn, der ja zur Zeit des Verbrechens allein mit dem Opfer im Kloster war? – Diese Gedanken gingen dem Maire durch den Kopf, während er auf die Rückkehr seiner Gefährten wartete, und er kam zu dem Entschluße, der Pfarrer habe sich mindestens der Tat dringend verdächtig gemacht, und es liege Grund genug vor, denselben vor dem Untersuchungsrichter zur Verantwortung zu ziehen. Fast freute er sich darüber; denn der Skandal, von dem sie vor wenigen Stunden beim Weine gesprochen hatten, schien jetzt gefunden, und eine furchtbare Waffe gegen die verhaßten Klerikalen war in seine Hand gegeben. „Sie soll benutzt werden!" sagte der Bürgermeister zu sich.

Jetzt hörte man vom Kreuzgang her Stimmen, und gleich darauf wurde der Schein der Laterne bemerkbar. Einen Augenblick später hatte der Gendarm mit derselben den Treppenabsatz erreicht und leuchtete in die Kammer. Man sah nun deutlich das Bahrtuch, unter welchem, der Türe zugekehrt, die Füße einer Frau hervorschauten. Neben dem Bahrtuche kniete ruhig betend Abbe Montmoulin. Alle andern brachen in laute Rufe des Schreckens und der Bestürzung aus. Jetzt war kein Zweifel mehr möglich, Madame Blanchard war das Opfer eines Mörders geworden! Was nun vorher beim plötzlichen Aufflammen der erlöschenden Lampe gesehen, konnte ja auch ein Spiel der aufgeregten Einbildungskraft gewesen sein, welche unter dem schwarzen Bahrtuche eine Leiche bloß vermutete.

„Geben Sie mir die Laterne", sagte der Maire zum Gendarmen, nachdem man die Ruhe zur Not wieder gewonnen hatte. „Heben Sie nun vorsichtig das Tuch etwas in die Höhe, so daß nichts aus der Lage kommt."

Der Gendarm lüftete also das Bahrtuch so weit, daß das Antlitz und der Oberleib der Toten sichtbar wurde. Das bläuliche Gesicht und die verglasten Augen erschreckten die Beschauer.

„Sie ist erdrosselt worden", rief der Maire.

„Sie ist erstochen worden, sagte der Gendarm und deutete auf das mit Blut getränkte Kleid und auf die Blutlache, in der sie lag.

„Es kann kein Zweifel sein, daß sie tot ist?" fragte der Notar.

„Kalt und steif", erwiderte der Gendarm.

„Sie erkennen Ihre Frau Schwester?" fragte der Maire den Gemeindeschreiber.

„Leider nur zu gut! Aber ich bitte, die Leiche zuzudecken. Ich kann den Anblick nicht ertragen."

„Ja, zudecken!" rief auch Carillon mit abgewandtem Gesicht. „Der Anblick wird mir im Traume vorkommen. Wenn ich geahnt hätte, daß solche Schrecken hier auf uns warteten, wäre ich niemals mitgegangen."

„Noch einen Augenblick!" sagte der Maire zum Gendarmen, der das Bahrtuch wieder über die Leiche spreiten wollte. Dann wandte er sich an Abbe Montmoulin, welcher noch immer neben der Toten kniete, und fragte, den Geistlichen scharf fixierend: „Was sagen denn Sie zu diesem entsetzlichen Ereignis, Herr Pfarrer?"

„Ich bete für die Ermordete und für den Mörder."

„Hm –, und wer wird denn der Mörder sein?"

„Ich weiß es nicht. Sie werden doch nicht mich —?"

„Ich habe noch keine Meinung geäußert, aber der Verdacht, der sich aufdrängen muß, entgeht auch Ihnen nicht, wie Ihre Antwort beweist. Jedenfalls werden Sie dem Untersuchungsrichter Rede und Antwort stehen müssen. Es ist meine Pflicht, sofort an die Polizeibehörde nach Aix zu berichten. Herr Pfarrer, Sie werden uns auf ihr Zimmer folgen, – Decken Sie nun die Tote vorsichtig zu, Grisable, so daß nichts in der Lage oder sonstwie verschoben wird. Die Herren können bezeugen, daß wir nichts geändert haben? Gut. Grisable, bleiben Sie hier und bewachen Sie die Leiche. – Herr Carillon, Sie haben wohl die Güte, ein Diensttelegramm, das ich ihnen übergeben werde, zur Post zu bringen. Dasselbe muß sofort expediert werden."

Der Gendarm machte die Bemerkung, man könne ja die Türe der Kammer abschließen und so seine Person für andere Dienste bereit halten, und der Maire nahm den Vorschlag an. Die Türe wurde abgeschlossen, der Maire steckte den Schlüssel zu sich, und alle gingen schweigend die Wendeltreppe hinauf und durch das Oratorium und den Korridor zur Wohnung des Pfarrers zurück. Als Abbe Montmoulin das Oratorium durchschritt, warf er einen schmerzlichen Blick in das Chor der Kirche. Er ahnte, daß er dieselbe lange, vielleicht nie mehr betreten würde; aber der Gedanke an die Gegenwart Jesu Christi im Tabernakel richtete ihn auf und tröstete ihn inmitten dieser Trübsal.

„Du kennst meine Unschuld. Du betest für mich. Du wirst mir beistehen, daß ich meine heilige Prie-

sterpflicht nicht verletze. Mag kommen, was will: ich bin in Gottes Hand!" So betete der Pfarrer in seinem Herzen, während er, jetzt schon fast wie ein Gefangener, zwischen den finster blickenden Männern seinem Zimmer zuschritt.

Zehntes Kapitel

Das Protokoll

Im Wohnzimmer angelangt, schrieb der Maire auf ein Blatt Papier, das ihm der Pfarrer hinlegte, rasch die Worte:

„Aix, Polizeipräfektur. Raubmord in Ste-Viktoire entdeckt. Bitte, sofort erfahrenen Untersuchungsrichter mit Gendarmen zu schicken. Grandjean, Maire."

Herr Carillon war bereit, das Telegramm zur Post zu bringen, bat aber, daß ihn der Gendarm mit der Laterne begleite. Man mußte dem Wirt zu Willen sein; denn er erklärte, um keinen Preis allein durch die Korridore dieses unheimlichen Baues zu gehen.

Kaum hatten die beiden das Zimmer verlassen, so ergriff der Maire die Quittung, welche noch auf dem Schreibpulte lag, wo sie Madame Blanchard unterzeichnet hatte. „Was ist das?" fragte er den Pfarrer.

„Madame Blanchards Empfangschein," antwortete Abbe Montmoulin.

„Sehr vorsichtig, von der Frau einige Minuten vor ihrem Tode diesen offenbar schon vorher geschriebenen Schein unterzeichnen zu lassen!" bemerkte der Maire. „Und Sie haben keine Ahnung, wo das Geld ist?"

„Nein. Ich weiß nichts."

„So, so! Hm, es wird die Aufgabe des Herrn Untersuchungsrichters von Aix sein, der noch vor Tag hier eintreffen wird, das ausfinding zu machen. Ich denke, er dürfte nicht allzuweit zu suchen haben. Inzwischen wird es gut sein, meine Herren, ein kurzes Protokoll über die traurigen Ergebnisse unserer vorläufigen Untersuchung aufzusetzen. Das wird dem Gerichte von Nutzen sein. Herr Pfarrer, Sie ziehen vielleicht vor, sich inzwischen etwas niederzulegen? Halt –, das Schlafzimmer hat doch keinen anderen Ausweg?" Damit ergriff der Maire die Lampe und leuchtete in die kleine Schlafkammer.

„Sie werden doch nicht glauben, daß ich einen Fluchtversuch vorhabe?" sagte der Pfarrer schmerzlich bewegt. „Ich muß ja freilich leider bemerken, daß ich Ihnen verdächtig vorzukommen scheine. Ich kann nur meine Unschuld behaupten, welche die Untersuchung hoffentlich klarlegen wird. Ein Fluchtversuch müßte aber den schlimmsten Verdacht rechtfertigen."

Der Maire sah dies ein, und da überdies das einzige Fenster ziemlich hoch über dem gepflasterten Hofe lag, ließ er den Pfarrer allein in seinem Schlafzimmer und setzte sich mit den beiden andern Herren an den Tisch, um das Protokoll zu diktieren, welches der Notar niederschrieb. Ohne gerade parteiisch sein zu wollen, setzte er in demselben das Benehmen und die Reden des Pfarrers unwillkürlich in ein schiefes Licht, das sie verdächtig erscheinen ließ.

Inzwischen wollte sich Abbe Montmoulin nach einem kurzen Gebete um Kraft und Hilfe in seinen Kleidern aufs Bett niederlegen. Da gewahrte er zu seinem Schrecken, daß seine Soutane von den Knien an abwärts mit noch feuchten Flecken behaftet sei. Was konnte es sein? Er untersuchte seine Fingerspitzen beim Scheine der Kerze – es war eine rötliche klebrige Masse. „Blut?! – ja wahrhaftig, geronnenes Blut!" sagte er zu sich selbst. Und nun fiel ihm auch die Erklärung ein, und es graute ihm unwillkürlich. Er hatte sich, ohne es zu ahnen, neben der Leiche in das geronnene Blut gekniet, welches der Loser mit so großem Schrecken in einem Bächlein hatte auf sich zukommen sehen! Ohne länger nachzudenken, griff er nach dem Waschbecken und begann, nicht ohne Grausen die unheimlichen Spuren aus seiner Soutane auszuwaschen. Es dauerte nicht lange, so war das Wasser blutigrot gefärbt. Er wollte die Schüssel durch das Fenster ausgießen und mit frischem Wasser aus dem Kruge seine Arbeit fortsetzen; denn noch zahlreiche und große Flecken blieben zu reinigen. Als er aber das Fenster aufriß, das sich nur mit Geräusch öffnen ließ, hörten es die Herren in der anstoßenden Stube, und sofort stürmte der Maire in die Schlafkammer, in der Meinung, der Geistliche wolle dennoch einen Fluchtversuch machen.

Mit dem Rufe: „Was machen Sie da? Was haben Sie da?" stürzte er auf den Pfarrer los und entriß ihm das Waschbecken. „Das ist ja Blut!" rief er entsetzt. „Meine Herren, sehen Sie doch!"

„Eine ganze Schüssel voll Blut!" rief der Notar, leichenblaß vor Schrecken.

„Ja, es ist Blut," antwortete Abbe Montmoulin ziemlich ruhig. „Ich muß mich da drunten neben der armen Madame Blanchard in dasselbe gekniet

haben – sehen Sie nur meine Soutane – und ich versuche jetzt, dieselbe zu waschen."

So einfach und vernünftig die Erklärung war, sie befriedigte den Maire, der nun einmal Verdacht geschöpft hatte, keineswegs. „Wer weiß, wann und wie diese Flecken in die Soutane gekommen sind!" rief er. „Jedenfalls bleibt die Schüssel samt Inhalt stehen, und das Kleid haben Sie die Güte mit einem andern zu vertauschen. Wenn ich mich nicht irre, hat die Wissenschaft Mittel, aus der Beschaffenheit der Blutkügelchen darzutun, wann das Blut vergossen wurde."

„Ich habe nur noch eine Soutane, und diese wurde in der letzten Nacht auf einem Versehgange arg verunreinigt. Sie wird in der Küche zum Trocknen hängen," sagte Abbe Montmoulin.

„So wollen wir dieselbe miteinander holen," entgegnete der Bürgermeister. „Ich bestehe darauf, daß Sie dieses Kleid ablegen, damit die Wissenschaft diese höchst verdächtigen Flecken untersuche."

Achselzuckend fügte sich der Pfarrer, ergriff die Lampe und ging den Herren quer über den Gang in die kleine Küche voran. Dieselbe hoch haltend, leuchtete er in die dunkle Ecke neben dem Herde, wo die Soutane zwar trocken, jedoch mit Kot über und über bedeckt hing. Die alte Susanne hatte noch keine Zeit gefunden, dieselbe zu reinigen. Abbe Montmoulin wollte sie eben von dem Haken herunternehmen, als der Gemeindeschreiber einen Schrei ausstieß und auf einen Armkorb deutete, der im Winkel neben dem Herde stand.

„Der Korb meiner armen Schwester!" rief er.

Der Maire hob ihn auf und öffnete ihn. Es war kein Zweifel. Auf der Innenseite des Deckels war eine Karte Madame Blanchards angebracht. Er war leer.

„Kennen auch Sie diesen Armkorb?" fragte der Maire den Pfarrer.

Betroffen antwortete derselbe: „Ja, es ist der Armkorb Madame Blanchards. Ich selbst legte das Geld in ein Tuch gebunden in denselben."

„Und wie erklären Sie sein Hierherkommen?"

„Das ist eben, was mich verwirrt. Ich habe keine Erklärung dafür." Kaum hatte Abbe Montmoulin das gesagt, da fuhr ihm der Gedanke durch den Sinn, der Mörder habe am Ende absichtlich den Korb hierhin gestellt, um den Verdacht auf den Pfarrer zu lenken; ja derselbe habe vielleicht nur bei ihm gebeichtet, um ihm durch die Pflicht des Beichtgeheimnisses den Mund zu schließen. War das der Fall, dann war auch die Beicht nur eine geheuchelte (simulierte) und gar keine Beicht; ein solches geheucheltes Bekenntnis legt aber dem Priester natürlich auch nicht die Pflicht des Beichtgeheimnisses auf. Es schien sich dem guten Pfarrer ein Ausweg aus seiner schwierigen Lage zu öffnen. Er brauchte nur zu erklären, Loser sei bei ihm gewesen und habe ihm unter dem geheuchelten Vorgeben, er wolle beichten, alles gestanden; er habe zuerst dessen Geständnis für eine wirkliche Beicht gehalten und deshalb nichts von seinem Besuche und von dem Verbrechen mitteilen dürfen. Jetzt aber durchschaue er den teuflischen Plan des Mörders und sei zu keinem Schweigen verpflichtet. Das mußte alles aufklären und den Verdacht von dem Unschuldigen auf den Schuldigen ablenken. Man kann sich denken, wie gerne Abbe Montmoulin diese wichtige Erklärung abgegeben hätte; aber die Frage hielt ihn zurück, ob es denn so ausgemacht sei, daß Loser nur geheuchelt habe. Nur wenn das ganz sicher war, bestand auch keine Pflicht des Beichtgeheimnisses; eine auch noch so große bloße Wahrscheinlichkeit entband ihn keineswegs von dieser heiligen Pflicht. Der Pfarrer mußte sich aber sagen, Loser habe ihm freilich nur aus purer Angst seine Tat gestanden, allein doch in der Absicht, von derselben losgesprochen zu werden. Und selbst wenn der Mörder in der Absicht, den Verdacht seiner Tat auf den Pfarrer zu wälzen, den Armkorb des unglücklichen Opfers nach der Beicht hierhin gestellt hätte, so würde das noch kein sicherer Beweis sein, daß dieselbe nur eine geheuchelte war. Abbe Montmoulin erkannte also, daß der Ausweg, der sich ihm zu öffnen schien, unzulässig sei, und er trotz aller Folgen, die jetzt in immer drohenderer Gestalt sich seinem Geiste zeigten, das Beichtgeheimnis voll bewahren müsse.

Während sich diese Gedanken im Geiste des Priesters mit Blitzesschnelle kreuzten und ihn zu dem eben angeführten Schlusse drängten, leuchtete der Maire in der Küche herum, ob er nicht noch andere Spuren des Verbrechens finde. Es dauerte auch nicht lange, da entdeckte er den Zipfel des Tuches, welches Loser in der Eile seiner Flucht nur zum Teile unter den Küchenschrank geschoben hatte. Der Maire zog es hervor und mit ihm das große Messer. Ein Schrei des Schreckens entrang sich aller Lippen, als er das blutbefleckte Tuch auf dem Küchentische ausbreitete und das Messer, das an Heft und Klinge ebenfalls deutliche Blutspuren zeigte, schaudernd dazulegte.

„Kein Zweifel!" rief der Bürgermeister. „Hier

haben wir das Werkzeug der unseligen Tat."

„Arme Schwester –, und es liegt auf der Hand, daß die Pfaffen, denen du jeden Heller zugetragen hast, dich zum Danke ermordeten!" sagte der Gemeindeschreiber mit einem wütenden Blicke auf den Pfarrer.

„Das Messer gehört jedenfalls Ihnen." bemerkte der Notar. „Das Schildchen am Hefte trägt die Buchstaben F. M. Und auch das Tuch ist so gezeichnet!"

„Was sagen Sie dazu? Wie erklären Sie das?" fragte in begreiflicher Aufregung der Maire und faßte den Pfarrer fest am Ame.

Abbe Montmoulin war beim Anblick dieser neuen Beweisstücke, welche seine Schuld fast mit Sicherheit darzutun schienen, leichenblaß geworden. Der Gedanke, Loser habe das alles in die Küche des Pfarrers gebracht, um den Verdacht der Blutschuld auf diesen zu wälzen, schien bestätigt; ja schon der Benutzung des Messers zum Morde schien derselbe teuflische Plan zu Grunde zu liegen. Der Mensch hatte gewiß keinen Anspruch auf Schonung seitens des Pfarrers. Aber wiederum sagte sich dieser: „Das alles ist kein sicherer Beweis, daß Loser nicht wirklich beichten wollte; ich darf also dennoch nicht reden."

„Das Messer," antwortete endlich Abbe Montmoulin, sichtbar nach Fassung ringend, „gehört gewiß mir. Auch das Tuch. Es ist dasselbe, in welches ich Madame Blanchard die Geldsumme einband. Wie das Messer und das Tuch in diesen Zustand kamen, und wer sie unter den Küchenschrank versteckte, vermag ich nicht zu sagen. Das Messer wurde übrigens von der alten Susanne schon beim Frühstück vermißt."

„Wahrscheinlich hatte es der Mörder schon vorher weggenommen und für seine Tat bereitgelegt! Überhaupt scheint derselbe den Mord recht gut vorbereitet zu haben. Nur rechnete er dabei etwas gar naiv, wie mir scheint, darauf, daß gewisse Umstände, etwa die Heiligkeit seines Standes, jeden Verdacht von ihm ablenken würden," sagte der Maire.

„Herr Bürgermeister, Sie haben jetzt schon wiederholt in verschiedenen Wendungen den Verdacht ausgesprochen oder doch nahegelegt, ich selbst könnte der Täter sein – ich muß endlich mit aller Entschiedenheit Verwahrung dagegen erheben!" entgegnete der Pfarrer.

„O natürlich! Diese Entrüstung steht Ihnen nicht übel, nur kommt sie erst jetzt, angesichts dieser erdrückenden Beweise, etwas spät!" rief der Maire spöttisch. Dann änderte er den Ton und sagte: „Besser würde Ihnen ein offenes Geständnis stehen. Sie würden sich dadurch jedenfalls Anspruch auf ein milderes Strafmaß verdienen!"

„Mögen die Umstände scheinbar noch so laut gegen mich zeugen – ich bin unschuldig!" rief der Pfarrer.

„So erklären Sie doch die vorliegenden Tatsachen! Loser, auf den ja sonst allenfalls ein Schein des Verdachtes fallen könnte, war abwesend, wie Sie selbst eingestanden. Wer kommt denn sonst in ihre Küche und nimmt das Messer fort? Wer wußte überhaupt, daß Madame Blanchard diese Geldsumme zu dieser bestimmten Stunde bei Ihnen holen würde? Wer kannte ihre Gewohnheit, den Weg durch das Oratorium und die dunkle Wendeltreppe zu nehmen, so daß er ihr gerade auf dem günstigsten Platze auflauern und sie ermorden konnte? Wer? frage ich! Sie werden doch nicht sagen wollen, die alte Susanne könnte die Täterin sein?"

„Ich kann nur wiederholen, daß ich unschuldig bin; Gott ist mein Zeuge!" sagte Abbe Montmoulin mit einem Blicke nach oben.

„Rufen Sie nicht noch Gott zum Zeugen an und verdrehen Sie Ihre Augen nicht so, Sie Heuchler!" donnerte ihn der Bürgermeister an.

„Glauben Sie nur nicht, daß Sie uns mit Ihrer frommen Miene einen blauen Dunst vormachen können," sagte der Notar.

„Das Blut meiner armen Schwester fordert Rache!" rief der Gemeindeschreiber. „Ich werde nicht ruhen, bis ich Sie auf dem Schafott, unter der Guillotine sehe!"

Abbe Montmoulin hatte das Vorgefühl, daß man ihn vor Gericht wohl nicht anders beurteilen und auch dort seine Beteuerungen der Unschuld als Heuchelei ansehen werde. Er empfand die ihm angetane Unbill schwer und dachte an die Bitterkeit des Kelches, welcher ihm noch zu leeren blieb. Aber er konnte nichts tun denselben abzuwehren als beten. Und so betete er leise mit dem Heilande am Ölberge abermals: „Herr, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber. Aber nicht mein Wille geschehe, sondern der deinige!"

„Sie wollen also nicht gestehen?" fragte der Bürgermeister noch einmal.

„Ich habe nichts zu gestehen," wiederholte der Pfarrer ruhig. „Sie mögen mich für einen Heuchler halten oder nicht: ich bin unschuldig und vertraue auf Gott, daß er meine Unschuld an den Tag brin-

gen wird."

„Man wird vor Gericht sehen, was die Geschworenen angesichts der Tatsachen von Ihrer Unschuld denken! Folgen Sie uns einstweilen in Ihre Wohnung, wo Sie die Güte haben werden, Ihr blutbeflecktes Kleid gegen dieses allerdings auch nicht sehr reine umzutauschen. Wir wollen dann die Beweise ihrer Unschuld: das Kleid, den Armkorb, das Tuch und das Messer, hübsch zusammenlegen. Es erübrigt nun nur noch, daß wir auch noch die 12,000 Francs in Ihrem Besitze finden, und vielleicht gelingt uns auch das noch. Inzwischen können wir mit den Erfolgen unserer vorläufigen Untersuchung recht zufrieden sein. – Sieh da – Herr Carillon und der Gendarm! Ist das Telegramm expediert? Gut! Wir sind unterdessen nicht müßig gewesen, Herr Carillon: den Korb der Ermordeten und das blutbefleckte Messer, mit welchem die Tat begangen wurde, zusamt dem Tuche, an dem der Mörder es abwischte – beide bezeichnet mit dem Namen unseres hochwürdigen Pfarrers! – haben wir gefunden."

„Nicht möglich!" rief der Wirt und schoß einen boshaften Blick auf den ihm verhaßten Geistlichen. „Das wird ja eine seltene Erbauung: ein Pfaffe Mörder, Raubmörder –"

„Und Heuchler dazu und alles zusammen in der Soutane, – ja, die Sache wird von sich reden machen," schloß der Maire und faßte dabei den Vorsatz, diesen Trumpf bei den bevorstehenden Wahlen kräftig auszuspielen. „Jetzt aber zurück in das Wohnzimmer, wo wir das Protokoll vor der Ankunft des Untersuchungsrichters noch vollenden wollen! – Grisable", –redete er den Gendarmen an – „Sie begleiten den Herrn Pfarrer und lassen ihn nicht aus den Augen, auch während er das Kleid wechselt. Wer weiß, der Herr könnte am Ende auch noch mit dem Tode eines Judas enden wollen, und da bin ich denn doch der Meinung, daß sein Erscheinen vor dem Kriminalgericht und allenfalls auf dem Schafott eine erbaulichere Sühne sei."

Abbe Montmoulin konnte sich vor Seelenschmerz und körperlichem Unwohlsein kaum mehr auf den Füßen halten und folgte dem Gendarm willig in sein Schlafgemach. Nachdem er dort die mit Kot bedeckte Soutane angezogen hatte, warf er sich auf sein Bett und verfiel nach kurzer Frist, gänzlich erschöpft, in einen wohltätigen Schlaf.

In der Wohnstube schrieb indessen der Notar ein langes und unverständliches Protokoll, das sich zu einer förmlichen Anklageschrift des armen Pfarrers gestaltete. Endlich war das Schriftstück fertig; es wurde verlesen, mit Zusätzen am Rande versehen und von den drei Herren unterschrieben. Auch der Wirt durfte seinen Namen für den Absatz: „Die Auffindung der Leiche betreffend", darunter setzen. Corillon rechnete sich das zu einer besondern Ehre, wie er unter tiefer Verbeugung dem Bürgermeister erklärte. Dann holte er einen Korb herbei, den er auf dem Rückwege vom Telegraphenbureau aus seinem Hause mit sich genommen, und stellte Flaschen und Gläser, Salami und Käse, Teller und Zubehör auf den Tisch.

„Ein hochfeiner Chateau-Margaux, meine Herren, alt und rein!" sagte Herr Carillon. „Wahre Arznei nach der Aufregung und dem Schrecken dieser Nacht! Ich bitte Sie, diese kleine Gabe aus meinem Keller nicht zu verschmähen. Mögen Sie in derselben Zeichen meiner grenzenlosen Achtung erkennen, mit welcher ich immer die Behörden, namentlich aber unsern vortrefflichen Maire, ganz ergebenst verehre. Ich möchte Sie ersuchen, meine Herren, dieses Glas mit mir auf sein Wohl zu trinken. Die Tatkraft, die Umsicht, die vollendete Weisheit, mit welcher er an das düstere Verbrechen des Klerikalismus herangetreten ist und ihm die Larve der Heuchelei schon so gut wie abgerissen hat, weist ihm einen Ehrenplatz unter den hervorragendsten Beamten unseres Kreises, unseres Departments, Frankreichs an. Der Tropfen, den ich einschenke, meine Herren, ist so edel, daß der große Racine ihn wohl ‚eine Träne, die dem Auge der Gerechtigkeit entfiel", genannt haben würde. Meine Herren! was könnte passender sein als dieser Gedanke bei dem furchtbar ernsten Werke, was wir hier als Diener der Gerechtigkeit – der göttliche Corneille nennte sie auch Themis oder Thetis – im Dunkel der Nacht vollbringen?"

Die Herren mochten den Gedanken des Herrn Carillon, der in jungen Jahren als Schauspieler mit einer Truppe die Provinzialstädte durchzog, passend oder unpassend finden: sie fanden den Einfall des Wirtes, einige Flaschen Wein samt Zubehör herbeizubringen, sehr am Platze und nahmen die gewohnten rhetorischen Übungen des Schwätzers gerne mit in den Kauf. Der kurze Rest der Nacht wurde also hinter der Flasche zugebracht, wobei man die gemachten Entdeckungen hin und her besprach und sich immer mehr in die Überzeugung hineinredete, niemand anders könne Madame Blanchard ermordet haben als Abbe Montmoulin.

(Fortsetzung folgt)

FATIMA STUDENT BURSE

Der Wahlspruch des weltweiten Missionsordens der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria heißt: „Den Armen das Evangelium zu künden hat mich der Herr gesandt." Unsere Sendung ist groß. Wir sind jedoch nur etwas über sechstausend Oblatenmissionare, die dem Herrn die Welt zurückerobern möchten. Wären wir sechszigtausend, dann wäre es unser noch lange nicht genug! Die Welt ist groß, Heidentum und Neuheidentum, Sünde und Treulosigkeit dem Gott der Güte und der Mutter der Gnaden gegenüber wachsen und mehren sich unter Gottes weitem Himmel. Die Welt braucht Priester! Sie braucht Missionare, die hinausziehen zu allen Völkern, zu predigen Gottes Wahrheit und Gottes Gerechtigkeit.

Unser besonderes Opfer während dieses Marianischen Jahres: Durch Maria und mit Hilfe Mariens dem Herrn neue Priester zu geben! Unsere „Student Burse" zu Ehren Unserer Lieben Frau von Fatima gibt uns Gelegenheit, armen Priesterstudenten zu helfen. Hier können wir unser großes Marienopfer bringen!

Bisher eingenommen:	$3,354.00
Mrs. M. Gelowitz, Grayson, Sask.	50.00
George M. Gelowitz, Grayson, Sask.	100.00
Mrs. Rosa Doll, Friedenstal, Alta.	5.00
	$3,509.00

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.

Zahl der Katholiken auf der Erde

Wie Rev. Adrien Bouffard, in der Zeitschrift „The Priest and the Mission" in Paris zusammengerechnet hat, gibt es auf der ganzen Erde etwa 20 Prozent, also ein Fünftel der Bewohner auf der Erde, die zur Katholischen Kirche gehören, also unter den 2,440,000,000 Menschen gibt es 472,000,000 Katholiken.

In Europa befinden sich 39 Prozent, also 230,000,000 Katholiken zwischen 590,000,000 Menschen.

Ferner zählt die Anzahl aller andern Menschen in allen Ländern 250,000,000 Protestanten und 200,000,000 Schismatiker. Ferner gibt es 5,400,000 Katholische Geburten; 10,400,000 christliche Geburten im Jahr, im Vergleich zu einem Total von 17.300,000.

In der Welt befinden sich 363,059 Katholische Priester: in Europa 67 Prozent; in Amerika 86,564 (23 Prozent); in Asien 16,821 (4.6 Prozent); in Afrika 9,340 (2.5 Prozent; und in Ozeanien, 3,978 (1.0 Prozent).

Es gibt 26,840 Katholische Priester Missionäre, die unter nicht-katholischer Bevölkerung arbeiten, also unter 2,000,000,000 Menschen, von denen 1,500,000,000 keine Christen sind.



